

Postverlagsort Köln Ausgabe

ZB



2115

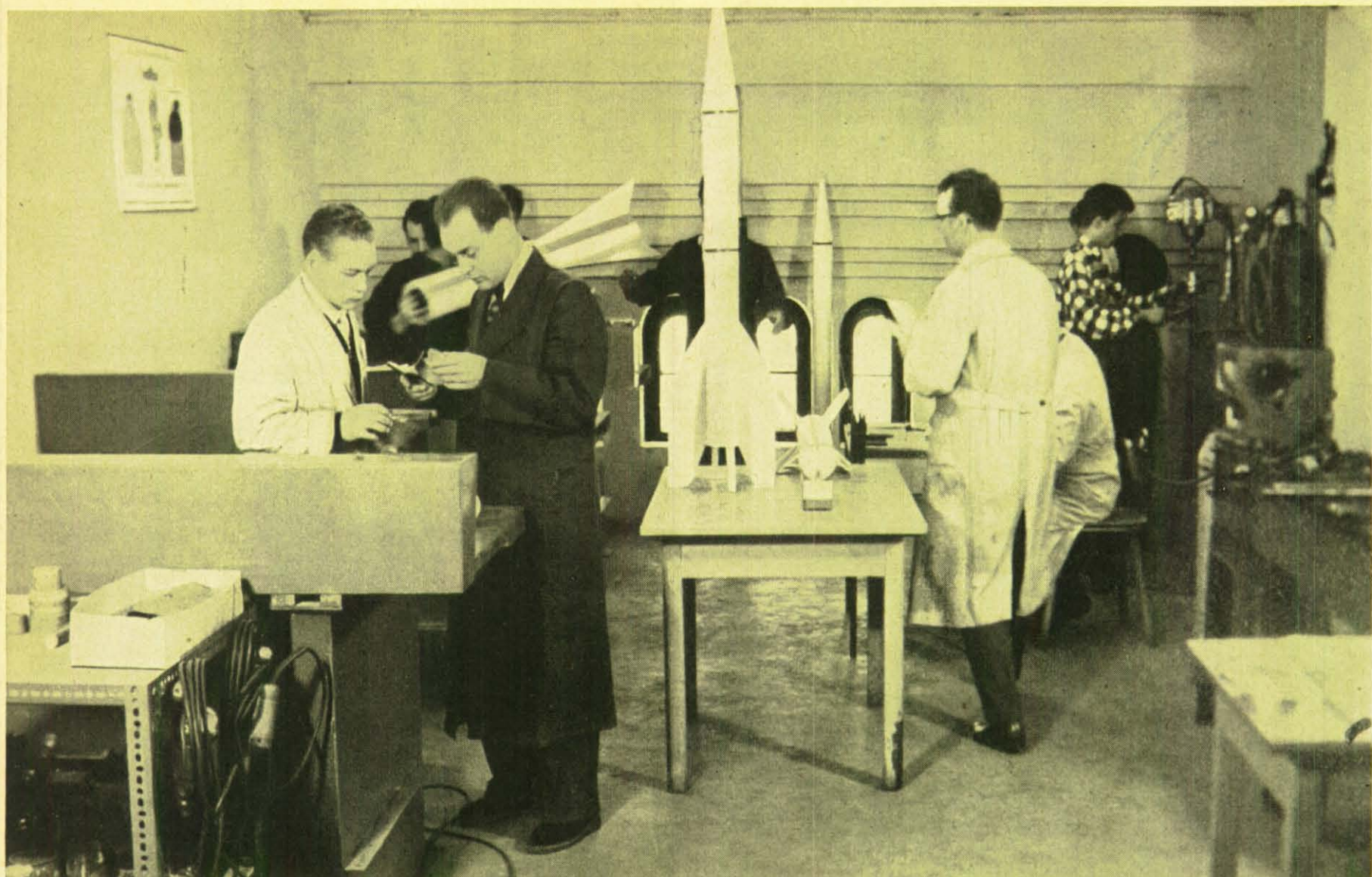
Nr. 1 | 1958 • 1. Januarheft **40** Pfg.

ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter



RAKETEN FÜR DEN FRIEDEN



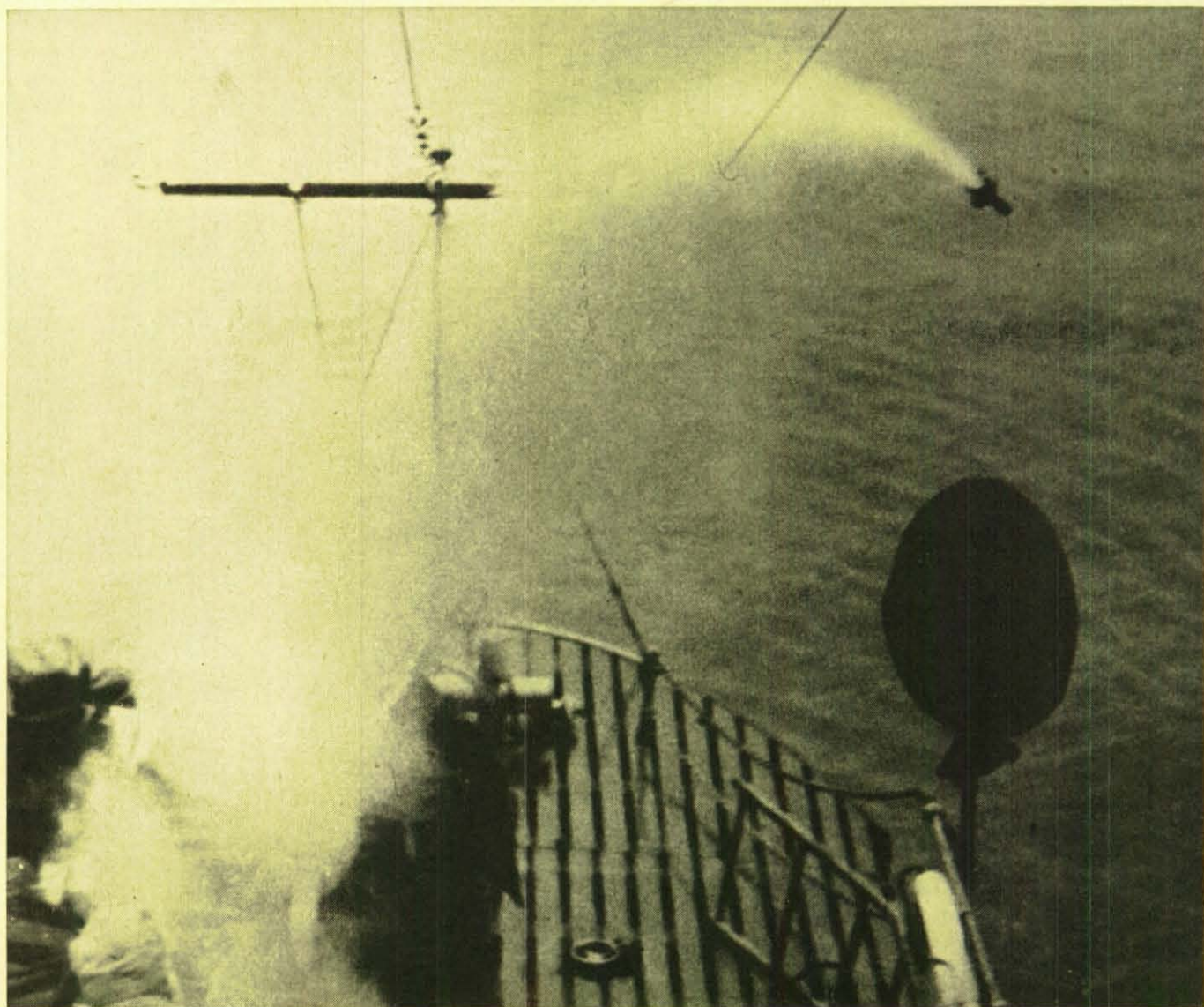
Neue Hoffnung für Schiffbrüchige: Öl glättet die stürmischen Wogen

Rund 1500 Stunden Freizeit und große Geldmittel investierten die Bremer „Raketenforscher aus Leidenschaft“, bis dieses moderne Laboratorium stand. Es wurde praktisch aus dem Nichts geschaffen. Hier gibt es heute alle Maschinen und Geräte, die für die Entwicklung von Raketen erforderlich sind. Schöne Erfolge wurden bisher schon erzielt.

Eine Ölprührakete wird von einem Seenetzkreuzer abgeschossen. Ihr Treibstoff ist so berechnet, daß sie in einer Entfernung von 300 m ins Wasser zischt und dort das Öl verspritzt. Der zarte Ölfilm bietet dem Wind keine Angriffsfläche mehr. Das Meer wird glatt.

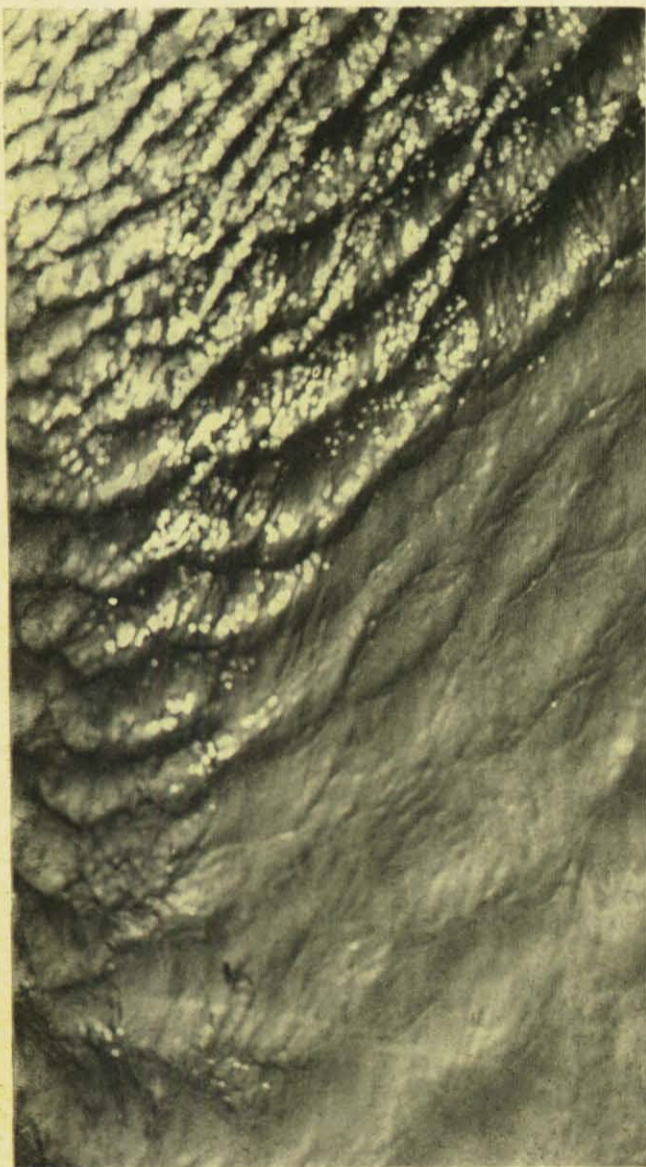


Großen Anteil nimmt die Jugend am Raketenbau. Zu der Bremer Arbeitsgemeinschaft gehören Jugendgruppen, Studenten wie auch Lehrlinge. Im Inneren einer Versuchsrakete (unser Bild) ist unten ein Treibstoffsatz zu sehen. Darüber Batterien und Funkgerät.



Raketen für den Frieden

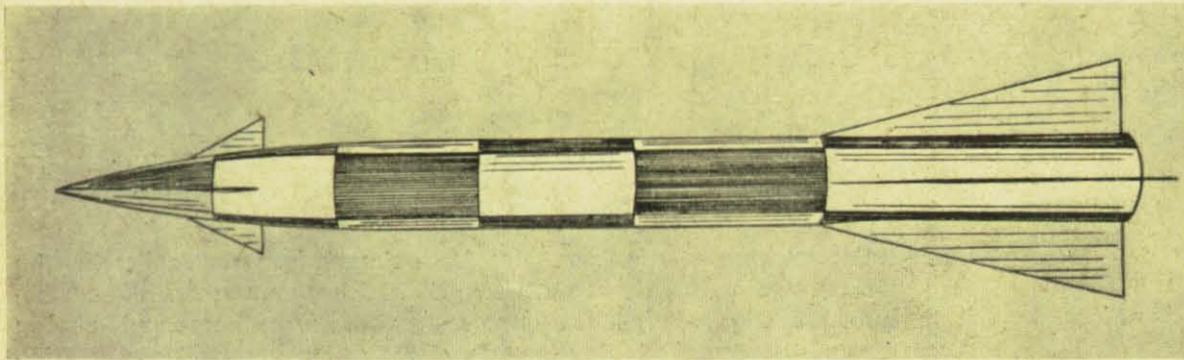
Nach diesem Motto wirkt die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Raketentechnik in Bremen



◀ **Öl auf die Wogen**, das ist die neueste Methode, an der die Bremer Raketenforscher in aller Stille gearbeitet haben. Die Ölprührakete wurde im Auftrage der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen“ entwickelt. Unser Bild zeigt, wie sich die Wellen unter dem Ölfilm glätten.



▲ **Ein neues Versuchs-Geschoß** wird in die Abschubbasis eingesetzt. Seine Treibsätze werden elektrisch gezündet. Diese Versuche dienen der Entwicklung einer Rakete, die in kürzester Zeit die große Höhe von 30 000 m erreichen und die dann über Funk Wettermessungen zur Erde gibt.



▲ **Skizze einer meteorologischen Rakete.** Sie wurde in eigener Werkstatt ausgearbeitet. Denn die Bremer Raketen-Konstrukteure sind mehr oder weniger alle Fachleute, die früher schon im Raketenwesen tätig waren, sei es als Ballistiker, Elektrotechniker oder Flugingenieure.

▲ **Auf dem Versuchsgelände** an der Nordsee jagt eine Rakete in den verhangenen Winterhimmel. Auch sie stammt aus dem Laboratorium der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Raketentechnik“. Diese Männer arbeiten alle ehrenamtlich an den Projekten. ▶



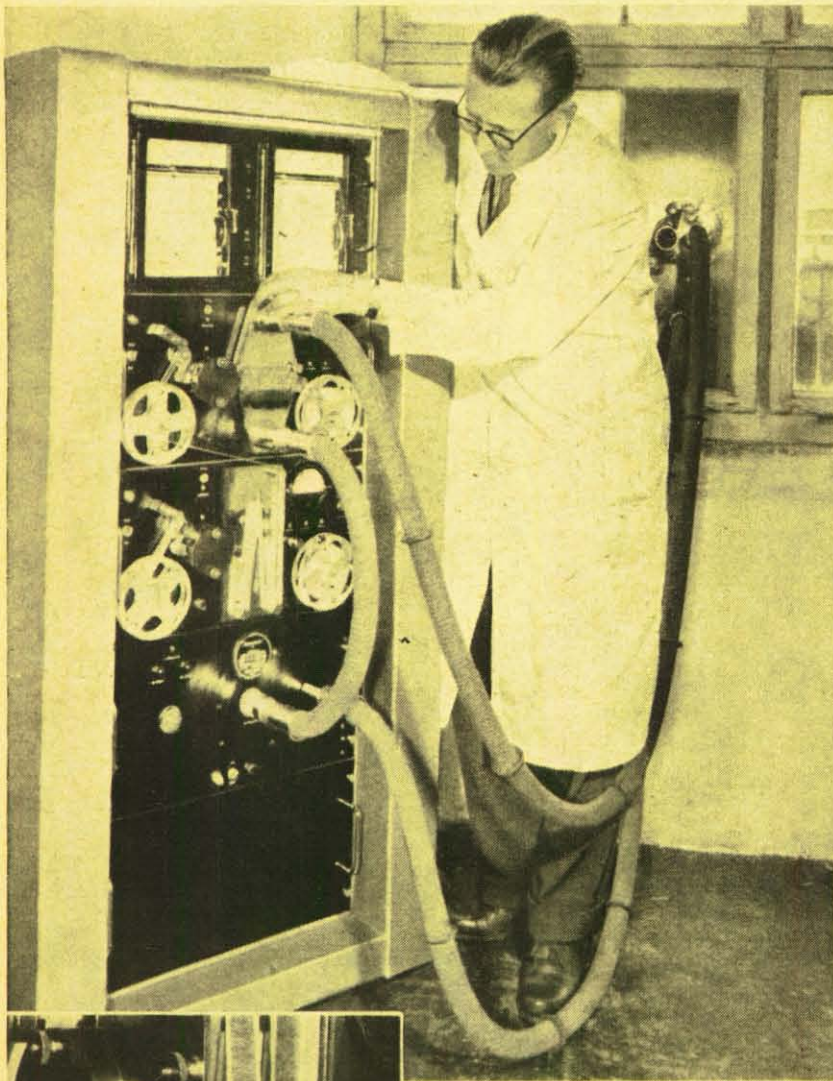
»Staubsauger«

messen die Radioaktivität der Luft

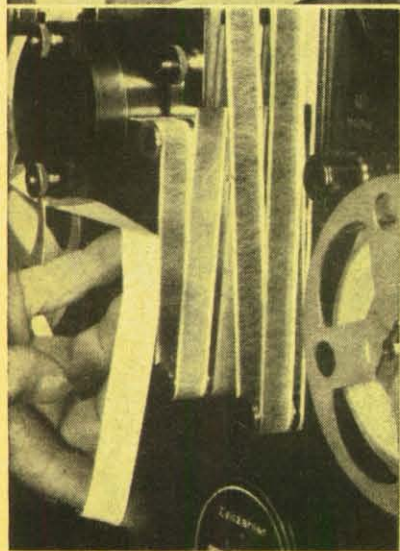
Die Überwachung der Luft auf ihren Gehalt an Radioaktivität wird in allen Ländern der Erde immer mehr zu einer Notwendigkeit. Staatliche und private Stellen beschäftigen sich damit. Das erfordert völlig neuartige Geräte. Die in Erlangen konstruierte, mannsgroße Anlage rauscht im Betrieb wie ein Staubsauger. Eigentlich ist sie auch einer. Durch ein Rohr wird Luft angesaugt und dann durch einen Kunststofffilter getrieben. Dabei bleiben selbst die feinsten Staubteilchen, an denen die radioaktiven Substanzen haften können, hängen. Durch sinnreiche weitere Einrichtungen kann der Grad eventuell vorhandener radioaktiver Substanz erkannt werden.



In dieses transportable Meßgerät wird gerade eine Kontrollscheibe eingelegt. Durch die Öffnung (Pfeil) wird die zu untersuchende Luft angesaugt, wie bei einem Staubsauger. Eine sehr einfache Methode.



Das ist die Gesamtansicht der Anlage. Mit Hilfe eines Gummischlauches wird die zu untersuchende Luft durch das Gerät gesaugt. Dabei bleibt der Staub auf einem Filterband haften, eine eingebaute Schreibanlage registriert die Meßergebnisse. Ihre Auswertung ist Sache der Spezialisten.



Das ist das Kernstück der Luft-Meßanlage. Während das mit Luftstaub getränkte Filterband über ein Rollensystem läuft, zerfallen die natürlichen Substanzen. In der schwarzen Zelle — links oben — wird die künstliche Radioaktivität registriert. Solche „Super-Staubsauger“ gewinnen im Atomzeitalter an Bedeutung.



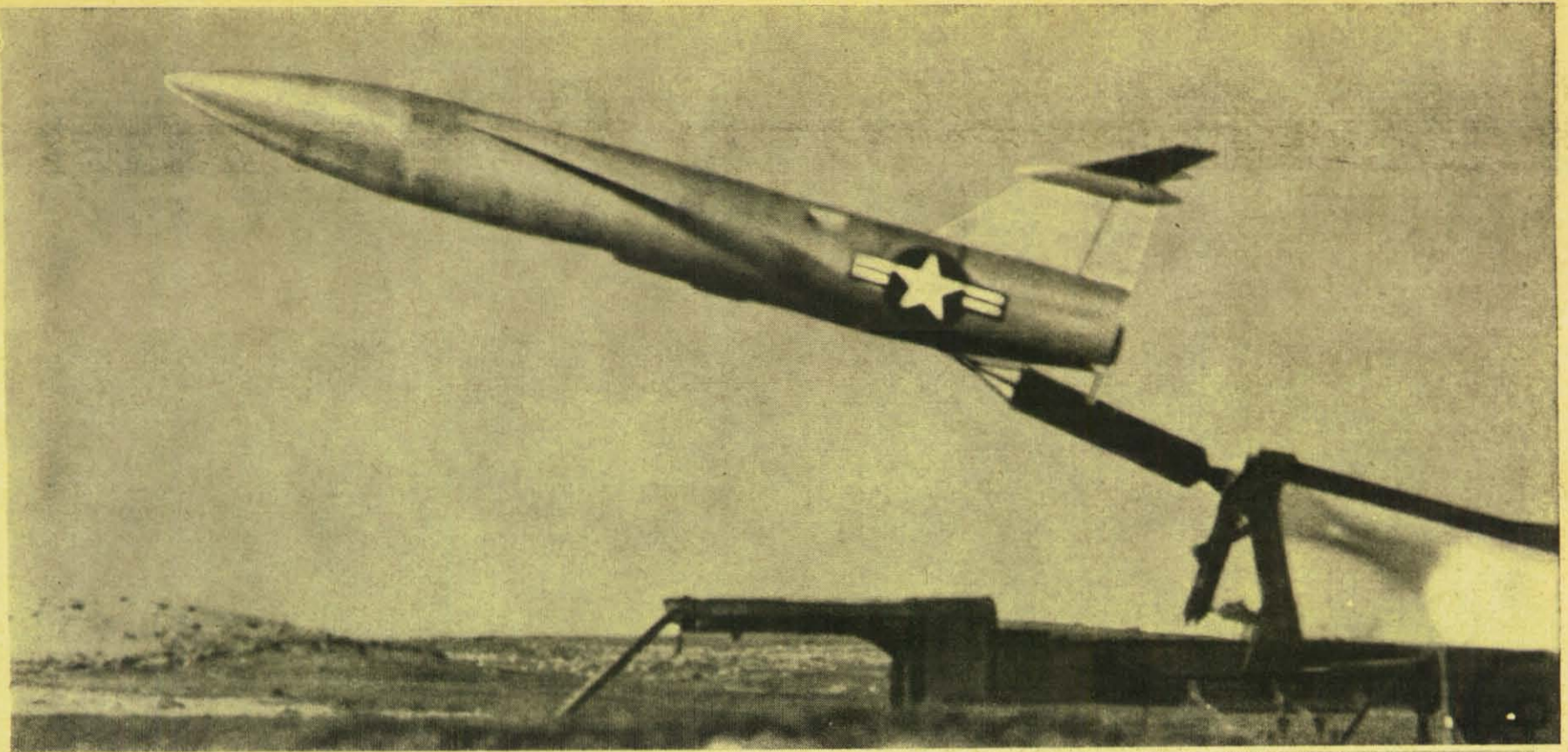
Die letzte Sekunde. Noch hält ihn das Gestänge seiner Lafette in der Abschlußposition fest; aber im nächsten Augenblick wird die Startrakete des „MATADOR“ in Funktion treten. Wir sehen den grünlichgelb leuchtenden Leib des 13 m langen Fernlenkgeschosses unter dem Höllenlärm und der Vibration erzittern und sich von seiner Startfläche abheben. Gleichzeitig taucht im Tiefflug der Star der US-Luftwaffe, eine Super-Sabre vom Typ F 100 auf, als wolle er den „MATADOR“ auf seiner verderbenbringenden Bahn im Überschalltempo begleiten. Preis eines Matadors 400 000 DM.

Fernlenkwaffe TM-61:

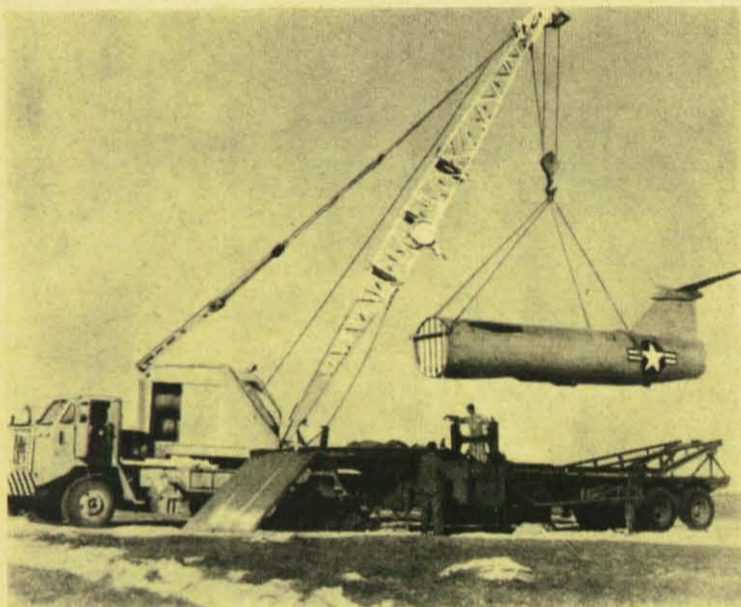
MATADOR

Die ZB zeigt das Geschöß, das einem Düsenjäger ähnelt, einsatzbereit auf US-Basen in der Bundesrepublik

Heißumstritten ist die Frage der Stationierung von Fernlenk Waffen im westdeutschen Hoheitsgebiet durch NATO-Truppen. Die Amerikaner haben im Einzugsgebiet ihrer deutschen Flugbasen Geschosse und Raketen dieser Art bereits zur Verfügung und dazu eine ausgebildete Spezialtruppe. Neben der Abwehrrakete „NIKE“ wurde in letzter Zeit häufig das Lenkgeschöß „MATADOR“ als taktische Waffe genannt. Wir hatten Gelegenheit, den „MATADOR“ in Einsatzbereitschaft gegen Überraschungsangriffe kennenzulernen. Seine Reichweite beträgt etwa 1100 Kilometer.



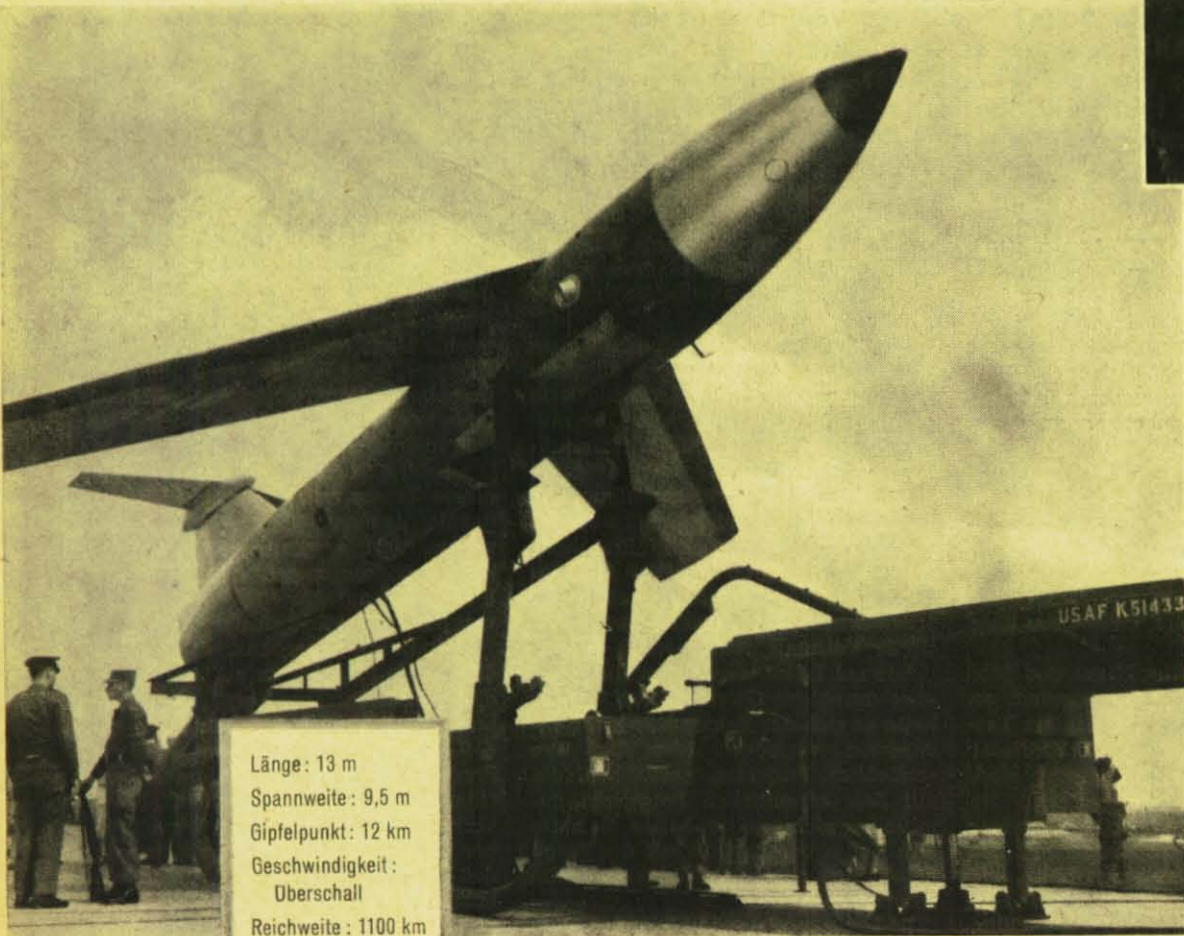
▲ „Augen auf, Ohren zu!“ lautet der Befehl, den sich jeder Zuschauer dieser lauten und dramatischen Szene selber gibt. Ehe der Turbindüsenmotor des „MATADOR“ seine volle Kraft entfaltet, wird das Geschöß mit Raketenantrieb gestartet. Die Raketenflasche fällt automatisch ab, wenn ihr Inhalt nach dem Start verbraucht ist.



◀ Die Montage des aus mehreren Teilstücken bestehenden „MATADOR“ geschieht mit Hilfe eines Krans und mit wenigen exerziermäßig eingedrillten Handgriffen. Die gesamte Bodenausrüstung ist auf einem LKW-Anhänger untergebracht. Auf seiner Lafette kann der fertig geladene „MATADOR“ auch mühelos an eine andere Stelle transportiert werden.



Startrakete klar! Spezialisten des 701. Taktischen Geschößgeschwaders der 12. US-Luftflotte, sogenannte Missilen, prüfen ein letztes Mal die Befestigung und den Auslösemechanismus der Rakete, bevor das Fernlenkgeschöß in die vorgeschriebene Abschußstellung eingeschwenkt wird.



Länge: 13 m
Spannweite: 9,5 m
Gipfelpunkt: 12 km
Geschwindigkeit:
Überschall
Reichweite: 1100 km



Schläuche und Kabel, durch die der „MATADOR“ mit Starttreibstoff, Strom und Luftkühlung versorgt wurde, werden entfernt. Ein hydraulischer Druck bringt ihn in Abschußposition. In seinem Rumpf befinden sich die Spreng- oder Atomladung, die elektronischen Lenkapparate und sein gewaltiger Düsenmotor.

Waffe ohne Grenzen

Im Zwielficht von Moral und Politik

Die grauenvolle Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki schlug bei den Forschern, deren Arbeiten und Erkenntnisse zum Bau der Atombomben beigetragen hatten, wie ein Blitz ein. Viele von ihnen waren bitter darüber enttäuscht, daß die grauenvolle Waffe ohne jede besondere Warnung und Aufklärung über ihre Wirkungen und nicht allein gegen militärische Ziele eingesetzt worden war.

Die Freude über den krönenden Erfolg jahrelanger, entbehrungsreicher Arbeit, über das Funktionieren der Bombe und über die siegreiche Beendigung des zweiten Weltkrieges mischte sich bald mit dem Entsetzen, am Tod von vielen tausend Menschen beteiligt und schuldig zu sein.

Die Furcht vor Hitlers Atombombe hatte die Wissenschaftler Kräfte wachrufen lassen, über die bis dahin der Schöpfer der Welt allein verfügte, und sie hatten diese Kräfte den Politikern und Militärs in die Hände gespielt. Das grenzenlose Unbehagen, das in den Forschern aufstand, entsprang einem Mißtrauen, das daran zweifelte, ob die nun einmal entfesselten Atomkräfte jetzt nach diesem Krieg allein auf eine friedliche Anwendung beschränkt werden konnten. Zwei Faktoren überschatteten die Zukunft: Einmal bestand im Keim bereits die Rivalität zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland. Dafür hatten unter den Atomphysikern die zahlreichen, aus den Diktaturstaaten entkommenen Emigranten einen besonders empfindlichen Sinn. Zum zweiten ahnten viele, wenn es auch nur wenigen Fachleuten klar war, daß die über Japan abgeworfenen Bomben nur der Anfang einer neuen Waffenart seien, deren Grenze nicht abzusehen war. Die Idee der Wasserstoffbombe war in Los Alamos, dem wissenschaftlichen Zentrum des Atombombenprojekts, bereits erörtert, aber nicht weiterverfolgt worden, da es zunächst galt, mit aller Anstrengung das Ziel, die Atombombe, zu erreichen.

Nach Hiroshima schwankte das Ansehen der amerikanischen Atomphysiker zwischen einer Verehrung als Helden der Nation und gottähnlichen Wesen, die über geheimnisvolle Kräfte der Natur verfügten, auf der einen und auf der anderen Seite einer Verdammung als „brillante Mitarbeiter des Todes“, wie sich der Biologe Häuschke in einem offenen Brief an Robert Oppenheimer, den Chef von Los Alamos, ausdrückte.

Ein Kreuzzug der Wissenschaftler setzte ein, um die furchtbare neue Waffe international ächten, ihre Produktion und Erprobung einstellen zu lassen. Innenpolitisch ging es in den Vereinigten Staaten vor allem darum, die Verfügungsgewalt über das Atombombenarsenal nicht den Militärs zu überlassen, sondern den zivilen Behörden anzuvertrauen.

Zahlreiche Wissenschaftler verließen nach dem Kriege die Atomzentren,

gingen zurück an die Universitäten, an die Stätten friedlicher Forschung.

Doch bereits im Frühjahr 1947 machte sich der kalte Krieg bemerkbar. Einzelne Wissenschaftler kehrten in die Waffenlaboratorien zurück, die sie nach 1945 für immer verlassen zu haben glaubten. Alle Abrüstungsvorschläge der Amerikaner scheiterten an unbilligen Gegenforderungen der Russen.

Eines Tages, im August 1949, stellte ein fliegendes Laboratorium der US-Luftwaffe in großer Höhe irgendwo im Fernen Osten ein starke radioaktive Strahlung fest. Eingehende Untersuchungen führten zu der erschreckenden Erkenntnis: Den Sowjets war es gelungen, Atombomben zu bauen. Was die amerikanischen Wissenschaftler erst 1956 oder 1960 erwarteten, war den „primitiven“ Russen gelungen. Die Unterschätzung ihrer Fähigkeiten nicht nur auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern auch der Spionage, hatte ihnen zu einem Überraschungssieg verholfen. Amerika war mit einem Schlag nicht mehr absolut überlegen, seine eigene Sicherheit unverhofft zerstört. Nun blieb nichts, als weiter auf ein Abrüstungsabkommen zu hoffen und zugleich als einen Ausweg den Bau von Superbomben in Angriff zu nehmen.

Aber das Lager der Wissenschaftler, die die neue Bombe hätten bauen können, war gespalten. Robert Oppenheimer, der als Vater der Atombombe

dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, der amerikanischen Öffentlichkeit und der Welt zu sagen, daß wir es aus fundamentalen ethischen Grundsätzen für falsch halten, mit der Entwicklung einer solchen Waffe den Anfang zu machen.“

„Der Rüstungswettkampf zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion“, rief Albert Einstein aus, „nimmt hysterischen Charakter an. Auf beiden Seiten werden die Mittel zur Massenausrottung mit fieberhafter Hast hinter den Mauern der Geheimhaltung vervollkommen... Der gespenstische Charakter dieser Entwicklung liegt in ihrer augenscheinlichen Zwangsläufigkeit. Jeder Schritt erscheint als die unvermeidliche Folge des vorhergehenden. Und am Horizont taucht immer deutlicher die allgemeine Vernichtung auf...“

Der aus Deutschland emigrierte Physiker Hans Bethe, der dann später doch beim Bau der Wasserstoffbombe entscheidend mitwirkte, schrieb damals: „... wir würden in einem Krieg, der mit Wasserstoffbomben ausgefochten wird, viel mehr als unser Leben verlieren. Wir würden tatsächlich auch gleichzeitig aller unserer Freiheit und unserer Werte verlustig gehen... Sollen wir die Russen vom Wert der Persönlichkeit überzeugen, indem wir Millionen von ihnen umbringen? Wenn wir einen Krieg mit H-Bomben führen und gewinnen, wird sich die Ge-

Anlässlich des Starts der ersten künstlichen Erdsatelliten hatten wir in unserer Serie „Der Mensch greift in Gottes Werkstatt“ eine Reportage vom Griff des Menschen ins All eingeleitet. Wir fahren nun fort mit der Geburt der Wasserstoffbombe im Zwielficht von Moral und Politik und berichten in der nächsten Fortsetzung über Rußlands geheimnisvollen Aufstieg zur Atommacht.

galt und der großen Einfluß auf höchste militärische und politische Stellen auszuüben vermochte, versuchte den Bau der „Super“ zu verhindern. In Erinnerung an Hiroshima und Nagasaki sprach er gegenüber Präsident Truman „vom Blut, das an unseren Händen klebt“. Wie Oppenheimer sträubten sich viele andere Wissenschaftler gegen eine Produktion der Wasserstoffbombe. Als Conant, der spätere Botschafter in der Bundesrepublik, der damals in einer führenden Atomkommission saß, von den Plänen hörte, erklärte er, wenn man die „Super“ unbedingt haben wolle, dann „nur über seine Leiche“.

Die Wissenschaftler Fermi und Rabi schrieben in einem Memorandum an den Präsidenten der USA: „Die Tatsache, daß der Zerstörungskraft dieser Waffe keine Grenzen gesetzt sind, macht ihre bloße Existenz und die Kenntnis ihrer Konstruktion zu einer Gefahr für die ganze Menschheit. Sie ist notwendigerweise etwas Böses, wie immer man sie auch ansieht. Aus diesem Grunde halten wir es für wichtig,

schichte nicht an die Ideale erinnern, für die wir kämpften, sondern an die Methode, die wir anwandten, um sie durchzusetzen...“

Als Führer einer kleinen Gruppe von Männern vertrat gegen all diese Argumente der aus Ungarn emigrierte Physiker Edward Teller die Überzeugung, daß Amerika die Wasserstoffbombe bauen müsse, wenn es nicht bald hilflos einem wasserstoffbombenbewaffneten Rußland gegenüberstehen wolle. Er war der Ansicht: „Erst wenn die Bomben so groß sind, daß sie alles vernichten können, werden die Menschen wirklich erschrecken und politische Vernunft annehmen.“

Edward Teller war ein hochbegabter aber unruhiger Geist. In Los Alamos hatte er sich der Teamarbeit nicht anzupassen vermocht. Man ließ ihn schließlich Projekten nachgehen, die mit dem eigentlichen Programm unmittelbar nichts zu tun hatten. So hatte sich Teller bereits früh mit der Frage beschäftigt, ob eine Wasserstoffbombe möglich sei.

Im Laufe des Jahres 1946 kamen etwa

30 Physiker zu einer Sonderkonferenz in Los Alamos zusammen, um die „Super“ ausführlich zu erörtern. Die Mehrzahl der Fachleute vertrat die Ansicht, daß die Entwicklungsarbeiten lange Zeit in Anspruch nähmen. Nur Teller war neben wenigen anderen der Meinung, daß zwei Jahre ausreichen könnten. Unter den Teilnehmern der Konferenz befand sich Klaus Fuchs, der noch unerkannte Verräter.

Als drei Jahre später die erfolgreiche Erprobung der ersten russischen Atombombe bekannt wurde, beharrte die Mehrzahl der Forscher immer noch auf ihrer ablehnenden Haltung. Erst die Bekanntgabe von der Festnahme der Spione Klaus Fuchs, Harry Gold, Ethel und Julius Rosenberg brachte eine entscheidende Wende. Die Tatsache, daß den Russen nicht nur die Pläne zum Bau der Atombomben, sondern auch die Forschungsergebnisse über die Wasserstoffbomben verraten worden waren, brachte die Argumente gegen den Bau dieser mörderischen Waffe ins Wanken. Nun schien es gewiß, daß die Sowjets keinen Augenblick zögerten, sondern alles daransetzen würden, Amerika mit der Superbombe im Wettrennen zu überholen.

Nach eingehenden Beratungen des amerikanischen Sicherheitsrates verkündete Präsident Truman am 1. Februar 1950: „Ich habe die Atomenergie-Kommission angewiesen, ihre Arbeit an allen Arten von Atombomben einschließlich der sogenannten Wasserstoff- oder Superbombe fortzusetzen...“

Die öffentliche Meinung, in der sich ein Abscheu gegen die Massenvernichtungswaffen eingefleischt hatte, lehnte sich auf. „Die Anwendung der tiefsten Schöpfungsgeheimnisse“, so schrieben die amerikanischen Journalisten John und Stewart Alsop, „ist eine entsetzliche Tat.“

Die Macht der Sterne in der Menschen Hand

An einem strahlenden Sommertag des Jahres 1927 unternahmen zwei junge Physik-Studenten, der Österreicher Houtermans und der Engländer Atkinson, eine Wanderung in die nahe Umgebung von Göttingen. Glühend brannte die Sonne. Woher mochte sie ihre unerschöpfliche Energie nehmen? Die beiden Studenten plauderten über dieses Thema und kamen zu dem Ergebnis, daß es sich um keinen normalen Verbrennungsprozeß handeln könne, sondern nach Einsteins berühmter Formel nur um eine Umwandlung von Materie in Energie.

Mit dieser Unterhaltung begannen die beiden Physiker ihre Theorie über die thermonuklearen Vorgänge auf der Sonne zu begründen. Sie nahmen an, daß die Energie unserer Sonne und der Fixsterne nicht durch Atomkernzertrümmerungen, sondern durch Kernverschmelzungen zustande käme. Keiner der beiden Männer ahnte damals, daß ihre Gedanken zur Wasserstoffbombe führen könnten.

Der 1933 nach Amerika emigrierte

Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

9. FOLGE

Astrophysiker Bethe aus Tübingen hat 1932 den Kernverschmelzungsprozeß eingehend erklärt. Aus Wasserstoffkernen werden Heliumkerne unter Mitwirkung von Kohlenstoff aufgebaut. Dieser wird nach Ablauf des Prozesses wieder frei. Vorbedingung ist eine Hitze von etwa 20 Millionen Grad und ein entsprechend hoher Druck.

Ein normales Kohlenstoffatom (Atomgewicht 12) wird durch Aufnahme eines Wasserstoffkerns (= Proton, Atomgewicht 1) in einen Stickstoffkern (13) verwandelt, der nicht stabil ist. Er gibt ein Elektron ab und wird so zu einem Kohlenstoffatom mit dem Gewicht 13. Diese Kohlenstoffisotope nimmt erneut einen Wasserstoffkern auf, verwandelt sich zu Stickstoff (14). Der nimmt wiederum einen Wasserstoffkern auf, und es entsteht eine Sauerstoffisotope mit dem Gewicht 15, die auch nicht beständig ist. Sie zerfällt zu Stickstoff (15), der nun ein letztes Wasserstoffatom aufnimmt und sich in Sauerstoff (16) wandelt. Dieser endlich zerfällt in einen Helium- (4) und in einen Kohlenstoffatomkern (12), der nun für eine neue Reaktion zur Verfügung steht. Mit seiner Hilfe wiederholt sich der Aufbauprozess, bei dem aus Wasserstoffkernen Helium entsteht. Die einzelnen Akte spielen sich auf der Sonne und den Fixsternen nicht etwa schnell hintereinander ab. Die Umwandlungen dauern mehrere Millionen Jahre, sie finden aber in so unvorstellbar großer Anzahl statt, daß durchschnittlich gemessen doch in jeder Sekunde eine unvorstellbare Zahl von Kernfusionen zustande kommt.

Der Kern des gebildeten Heliums wiegt 0,03022 Einheiten weniger als die vier im Laufe des Verschmelzungsprozesses eingeflogenen Protonen (= Wasserstoffkerne). Die verlorengegangene Masse ist als Energie davongestrahlt.

Um Kernverschmelzungen auf unserer Erde auszulösen, fehlte es an einem Streichholz mit einer Temperatur von 20 Millionen Grad. Ein solches Streichholz wurde erstmals mit der Atombombe geschaffen.

Nachdem Präsident Truman die Anweisung zum Bau von Wasserstoffbomben gegeben hatte, war zunächst einmal zu beweisen, ob sich Kernverschmelzungen technisch durchführen ließen.

Im Jahre 1951 wurde unter Leitung von Edward Teller der erste Test gestartet. Er trug den Codenamen „Greenhouse“ (Glashaus) und fand auf dem Südsee-Atoll Eniwetok statt. Die Eingeweihten nannten den Versuch jedoch „Icebox“ (Eisschrank), denn das Laboratorium, das in die Luft gejagt wurde, bestand zum Teil aus riesigen Kühlanlagen. Berechnungen hatten ergeben, daß Kernverschmelzungen mit Tritium, der Wasserstoffisotope, die aus drei Protonen besteht, leichter zu erreichen seien als mit gewöhnlichem Wasserstoff. Und das Tritium mußte tiefgekühlt werden, damit es den zur Detonation erforderlichen Aggregatzustand erhielt. Der Test gelang. Er war der kostspieligste al-

Rauchpilze von zahlreichen Wasserstoffbombendetonationen, die auf der Erde, unter Wasser und in der Luft von Amerikanern, Russen und Engländern ausgelöst wurden, sind in den letzten Jahren zum Himmel aufgestiegen. Unser Bild stammt von der letzten britischen Versuchsreihe (8. Nov. 57). Die Bombe wurde von einem Flugzeug nahe der Weihnachts-Inseln abgeworfen und über der offenen See zur Detonation gebracht. Das Schicksal der japanischen Fischer vom „Glücklichen Drachen“, die nach einem amerikanischen Wasserstoffbomben-Experiment von radioaktivem Aschenregen überrascht wurden, hat gezeigt, daß schon die Versuche eine Gefahr darstellen. Die Briten haben sich bemüht, die „saubere Super“ zu entwickeln, die als Gegenstück zur Kobaltbombe eine minimale radioaktive Wirkung erzeugt. So grausam eine Kobaltbombe einen eventuellen Gegner treffen kann, so hat sie doch auch Nachteile für den Angreifer. Einmal kann der unberechenbare Wind die radioaktiven Wolken über die eigenen Reihen treiben, außerdem ist es äußerst gefährlich, ein Gebiet zu besetzen, auf das eine Kobaltbombe abgeworfen worden ist.

ler Wasserstoffdetonationsversuche, widerlegte die ganzen bis dahin ausgearbeiteten Pläne und führte auf neue Wege. Die Schwierigkeit lag darin, nicht eine Detonation zu erzielen, sondern eine transportable Waffe zu bauen, deren Gewicht und Maße zu beschränken waren. Während die Atombomben, deren Detonation durch eine Spaltung von Uran- oder Plutoniumkernen erzeugt wird, an eine kritische Masse gebunden sind, ist die Wasserstoffbombe eine Waffe ohne Grenzen. Sie kann so groß gefertigt werden, wie es die Transportmittel zulassen.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, den Verschmelzungsprozeß, der eine Temperatur von etwa 20 Millionen Grad erfordert und der sich auf der Sonne über mehrere Millionen Jahre hinzieht, so schnell verlaufen zu lassen, daß die Bombenhülle nicht schon abdampfte, bevor überhaupt eine Kernverschmelzung erzeugt wurde.

Eine unvorstellbare Menge von Berechnungen und Kalkulationen mußte durchgeführt werden. Den amerikanischen Forschern half hier eine riesige Rechenmaschine. Sie trug eine ungewöhnlich lange Bezeichnung, die aus Worten bestand, deren Anfangsbuchstaben zusammengesetzt MANIAC ergaben, zu deutsch: der Wahnsinnige.

Mit Hilfe des „Wahnsinnigen“ gelang es innerhalb eines Jahres die erste sogenannte Wasserstoffbombe zu fertigen.

Sie war jedoch noch keine einsatz-

fähige Waffe, sondern durch Tritium und erforderliche Kühlanlagen ein Apparat, der 65 Tonnen wog. Er wurde auf dem Südsee-Atoll Eniwetok installiert, das bis 1918, bevor es die Japaner übernahmen, deutsche Kolonie war. Zahlreiche Wissenschaftler warteten gespannt in einer respektvollen Entfernung von etwa 60 Kilometern auf den großen Knall. Es war dunkle Nacht. Ein riesiger rosaroter Feuerball stieg zum Himmel auf. Die Insel war versunken, Taghell leuchtete der erste künstliche Stern, den Menschen erschaffen hatten. Die gleichen Kräfte, durch die alles auf unserer Erde lebt, sie waren nun in der Menschen Hand, und die Menschen waren fähig, alles Leben auf der Erde zu zerstören.

Die Entwicklungsarbeiten gingen weiter. Es mußte versucht werden, das Tritium, das die umständlichen Kühlanlagen erforderte, durch ein anderes Element zu ersetzen. Bereits 1946 hatte der österreichische Physiker in seinem Buch „Geschichte der Atombombe“ vorausgesagt, daß Lithium verwendet werden könne, das gar nicht selten und viel billiger ist als das nur künstlich herstellbare Tritium.

Während die Amerikaner noch an ihrem „trockenen“ Bombentyp, den sie „die Wurst“ nannten, arbeiteten, triumphierte Moskau. Malenkow gab bekannt, „die USA hätte kein Monopol mehr auf die Herstellung der Wasserstoffbombe“.

Vier Tage später fingen fliegende Laboratorien der US-Luftwaffe über

dem Himmel Asiens radioaktive Spuren einer russischen Kernwaffendetonation auf. Das Untersuchungsergebnis war niederschmetternd: Rußland hatte bereits die „trockene“, das heißt einsatzfähige Bombe. Amerika war ins Hintertreffen gelangt. Das Wettrüsten nahm hektische Formen an. Mit dem Bau einsatzfähiger Wasserstoffbomben allein war Rußland nicht mehr zu übertreffen. So griff die USA die nach 1945 vernachlässigten Pläne auf, weittragende, ferngelenkte Geschosse zu entwickeln, die mit Atomsprengköpfen in wenigen Minuten den Atlantik oder Nordpol überqueren konnten.

Die Amerikaner hatten die interkontinentalen Raketen nicht in die Serienproduktion nehmen wollen, da diese durchschnittlich um ein Prozent vom Ziel abwichen, was bei 5000 km 50 km ausmacht. Eine Verbesserung der Zielsicherheit auf 0,2 Prozent (10 km) schien möglich zu sein, und sie wurde bedeutungslos mit den Plänen der „Drei-Stufen-Bombe“. Sie könnte ein Ziel zerstören, auch wenn sie 10 km daneben trafe. Eine Atombombe ist als Zünder in die Wasserstoffbombe eingebaut. Diese ist von einem Uranmantel umgeben, dessen Kerne gespalten werden. Obendrein würde ein starker Mantel aus Kobalt die radioaktive Wirkung ins Unermeßliche steigern.

Solche „überzerstörerischen“ Waffen haben heute die Amerikaner, Russen und Engländer in ihrem Arsenal. Die ruhelose Erde ist ein Pulverfaß in der Menschen Hand.

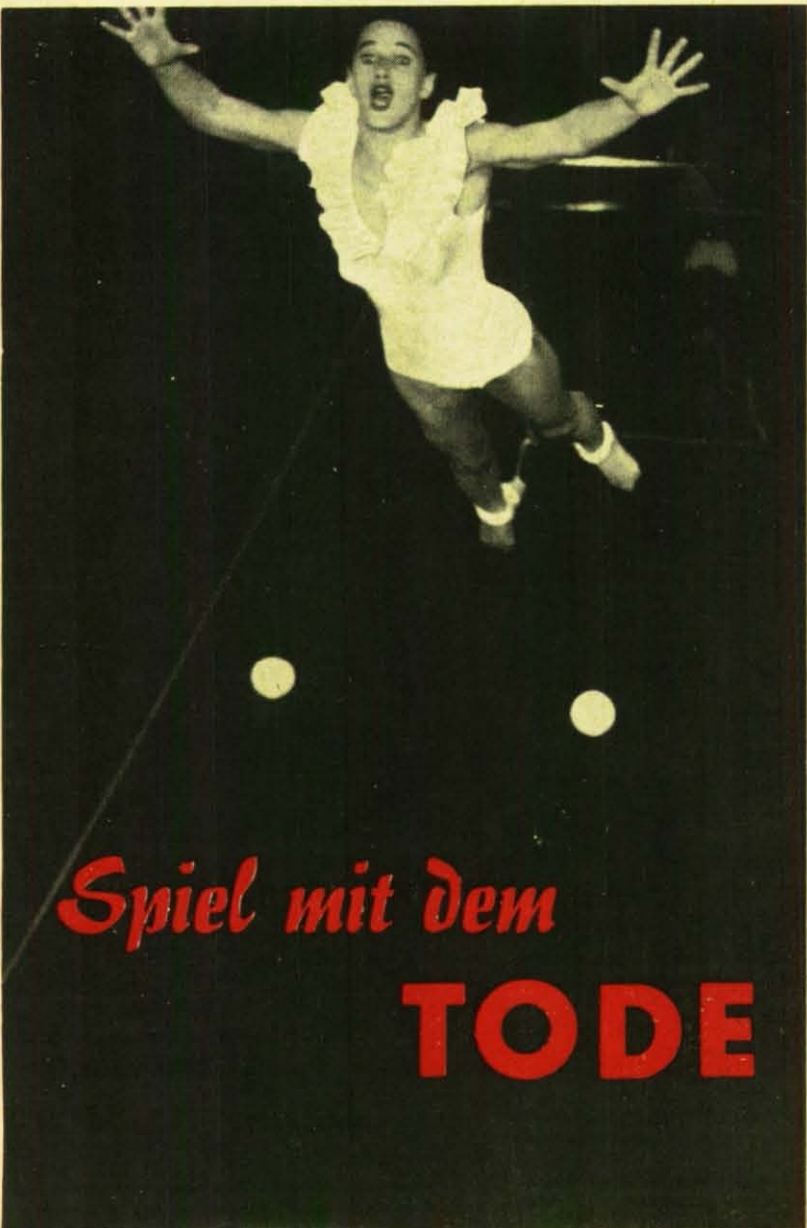
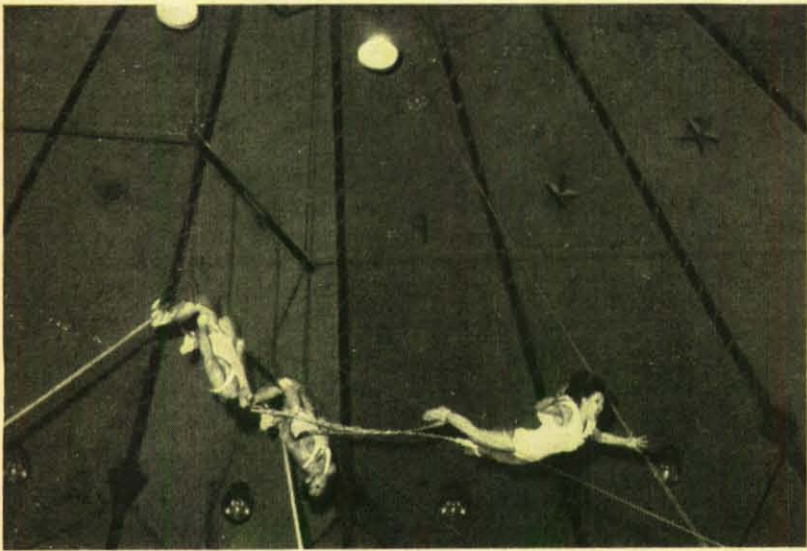




◀ **Der Aufstieg** beginnt. Rose Gold schwingt sich in die Höhe. Noch weiß das Publikum nicht, was sich dort oben anbahnt, was es in wenigen Minuten schaudernd miterleben wird. Zuerst zeigen die Artisten Kunststücke am schwingenden Trapez. Dann aber wird es plötzlich still, wenn der Trommelwirbel einsetzt.

Sturz aus der Zirkuskuppel

Ein Schrei aus tausend Kehlen begleitet den Sturz der Artistin. In freiem Fall stürzt sie in die Manege. Das Seil, das sie an den Knöcheln festhält, ist so bemessen, daß Roses Haar den Boden streift. Auf die Frage, warum sie allabendlich mit ihrem Leben spiele, sagte sie: „Wovon sollen wir leben, wenn wir nicht täglich das Leben wagen?“



**Spiel mit dem
TODE**

Ich war in MEKKA

von Marcella d'Arle

(Schluß)

Das silbrige Mondlicht zeigt mir weit-entfernte, gespenstige Berge; und vielleicht ist dieser höchste Gipfel der Arafat, zu dessen Füßen, nach jahrhundertelanger Trennung sich Adam und Eva wiedersehen, zum erstenmal nach der Vertreibung aus dem Paradies; und dann zueinanderfanden in der ersten irdischen Liebe; doch so schwer lastete noch Gottes Zorn auf ihnen, daß ihr erstgeborenes Kind seinen Bruder töten sollte.

Zeitlos ist die Welt um mich geworden, tausend Jahre sind für sie wie ein Tag... und doch kenne ich schon alles, ich bin schon durch diese Gassen gewandert, ich habe schon diese Luft geatmet, die die Ewigkeit durchdringt, nur weiß ich nicht wo... vielleicht war es nur im Traum...

Ja, das ist es, dies ist das Mekka meiner Träume, die Stadt der ewigen Kabbala, zu der schon Abraham sein Opfer brachte. Meine Augen sehen jetzt dieselben gewundenen Gassen, in weißem Mondlicht gebadet — die stillen, die zeitlosen, die schon solange in meinen Träumen leben.

Ist es immer so, wenn Traum und Wirklichkeit zueinanderfinden? Ist es immer so, daß die Zeit stehenbleibt und der Augenblick zur Ewigkeit wird?

Ich weiß es nicht; für mich aber ist es so schön, daß ich, als plötzlich ein Polizist aus einer Nebengasse auf mich zukommt, völlig ruhig bleibe.

„Ich habe das Spiel verloren“, denke ich, doch ohne Angst, ohne Auflehnung, denn, so fühle ich es tief in mir, es hat sich ausgezahlt.

XI.

Ich bleibe stehen und warte auf den Polizisten, der langsam auf mich zukommt. Ich habe keine Angst, ich spüre sogar eine Regung der Dankbarkeit, weil mir das Schicksal so lange Zeit ließ, bis in die geheimsten Winkel dieser Stadt einzudringen.

Denn es sind schon mindestens fünf Stunden vergangen, seitdem Hussein die Anzeige gegen mich erstattet hat; seit fünf Stunden sucht mich die beste Polizei der Welt, und ich bin leicht zu finden in meiner ägyptischen Melaia, mit den Sommersprossen der blonden Frauen, ganz sichtbar auf den nackten Händen. Aber schon von weither muß ich auffallend wirken, ich bin 1,75 Meter groß, fast 1,80 Meter auf meinen amerikanischen Gummisohlen!

Das ewige Wort der Araberin, die immer etwas findet, wofür sie Gott danken kann, kommt leise auf meine Lippen:

„El Hamdu lillah! Gut, daß ich jetzt verhaftet werde, daß ich überhaupt verhaftet werde, statt von der Menge entdeckt und getötet zu werden.“

Ja, das habe ich von meinen arabischen Freundinnen im heiteren Frieden der Harems gelernt, immer „Gott sei Dank“ zu sagen.

Oder habe ich es erst hier gelernt, in dieser Heiligen Stadt?

Der Polizist ist an meiner Seite stehen-geblieben und spricht höflich und freundlich zu mir. Er sagt — soviel Arabisch kann ich Gott sei Dank verstehen —, daß die Gasse, durch die ich gehen will, durch Straßenarbeiten versperrt ist, daß ich einen anderen Weg wählen soll, wenn ich zum Harem will.

Die Pilgerinnen, die aus dem Ausland kommen, haben das Recht, im Beit Allah, im Tempel Gottes, die Nacht zu verbringen, wo Eunuchen über ihre Sicherheit wachen werden, den Frauen aus Mekka aber ist dieses Recht verwehrt.

Der Polizist hat mich für eine Pilgerin, vermutlich für eine Perserin, gehalten und wollte mir höflich den richtigen Weg zur Ka'aba zeigen.

„Mannun, danke“, sagte ich leise und wirklich von Herzen dankbar; und da ist es mir plötzlich auch klargeworden, daß Hussein keine Anzeige gegen mich erstattet haben kann, sonst wäre jeder Polizist von Mekka schon längst auf meiner Suche. Auch dieser, der mich jetzt freundlich angesprochen hat.

Im letzten Augenblick hat Hussein vielleicht seine Meinung geändert, ich bin doch als sein Gast nach Mekka gekommen. Und der Gast ist heilig.

Wenn mich Hussein aber nicht angezeigt hat, dann fühlt er sich, nach altarabischer Sitte, für mich, seinen Gast, verantwortlich; dann sucht er mich in denselben Straßen Mekkas, die ich durchwandere; dann wird er nicht eher nach Dschidda zurückkehren, bis er mich gefunden hat.

Hussein ist ein Fanatiker, ein Wahabite, der immer streng nach seinem Glauben gelebt hat, dessen einzige Richtschnur im Leben der Koran ist; der Koran ist aber auch ein mildes Buch, das ihm vielleicht im letzten Augenblick zur Milde geraten hat.

Die Sicherheit, daß Hussein mich sucht, daß wir früher oder später zusammenkommen werden, wächst in mir, macht mich zuversichtlich und vertrauensvoll zu meinen eigenen Kräften. Ich habe alles so schlecht wie nur möglich gemacht, statt der lebendigen modernen Sprache habe ich das alte Koranarabisch studiert, und auch dieses prompt und gründlich vergessen; statt dem asiatischen Abey habe ich die afrikanische Melaia gekauft, die hier auffallend und fremd wirkt; mein einziges Paar schwarzer Schuhe habe ich fürsorglich in Jerusalem und mein ganzes Geld in Dschidda vergessen.

Von jeder Überheblichkeit und Selbstvertrauen haben mich diese Stunden in Mekka gründlich kuriert, aber... Allah akbar, Allah rahman... ja, daran glaube ich jetzt ganz, ganz fest, daß Gott groß und barmherzig ist. Und daß er mich nicht im Stich lassen wird.

Doch als ich plötzlich Hussein vor mir sehe — Hussein, der mich seit fünf Stunden unermüdet sucht —, stockt mir der Atem, und ich kann es kaum glauben, so groß ist die Freude.

„Madame d'Arle, Marcella! El Hamdu lillah!“

Noch bevor er das Zimmer des Mudir der Polizei betreten hatte, war Hussein wieder zu sich gekommen; seine erste Pflicht war, mich zu beschützen und vor jeder Gefahr zu bewahren.

„Die andere Stimme, die mir geflüstert hatte, Sie anzuzeigen, kam nicht vom Gott, sondern vom Bösen, esch Scheitani er rajimi. Ich kehrte sofort zu meinem Wagen zurück, aber Sie waren schon verschwunden...“ seit dem Augenblick habe ich Sie gesucht, und es war schrecklich zu denken, daß Sie, mein Gast, durch meine Schuld, Ihr Leben, Ihre Freiheit verlieren konnten. Jetzt kommen Sie, bitte, Sie müssen todmüde sein. Mein Auto parkt ganz in der Nähe.“

Als wir Dschidda ohne den kleinsten Zwischenfall erreicht haben, will mir Hussein einen Ring schenken, der seiner Mutter gehört hatte.

„Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet“, sagt er, „in den langen Stunden, in denen ich Sie gesucht, habe ich manche Wahrheit erkannt, die mein Leben neu gestalten wird; ich glaube, daß ich von nun an keinen Menschen mehr hassen werde, denn wir gehören ja alle zusammen.“

Mekka hat uns beide also das gleiche gelehrt, obwohl wir aus zwei so verschiedenen und weitentfernten Welten stammen.

Ich stecke den schönen, arabischen Ring an meinen Finger und sage:

„Ich werde das heutige Datum eingravieren lassen, den Tag, an dem ich in Mekka war, den 20. Scia'aban 1632 der Hedschra.“

„Nein“, sagt er leise und ernst, „schreiben Sie ruhig das Datum nach dem christlichen Kalender.“

Jetzt weiß ich, daß auch er, der strenge Wahabite, die Wahrheit erkannt hat, daß alle Tempel zum gleichen Himmel emporsteigen.

★

Mekka — oder waren es vielleicht die kleinen, großen Wahrheiten, die ich dort gelernt hatte — war ein Wendepunkt in meinem Leben, alles entwirrte sich plötzlich, jede Sorge wich von mir.

Schon am nächsten Tag teilte mir der Protokollchef, Herr Rachache, mit, daß ich seit meiner Ankunft im Lande und bis zu meiner Rückkehr nach Wien Gast des Königs sei.

Am gleichen Abend erhielt ich auch meine Kamera zurück, eine schwere Erkrankung hatte den jungen Filipino daran gehindert, sie mir vorher zu bringen.

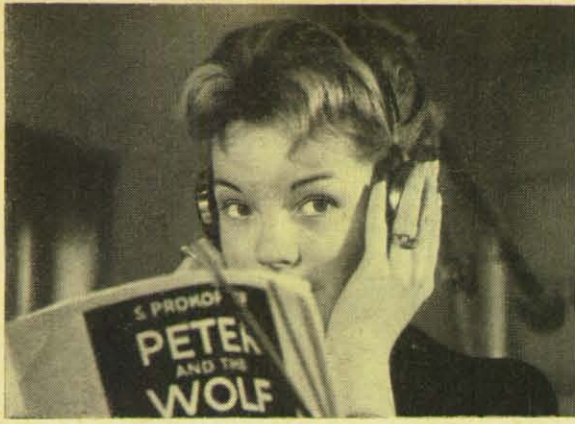
Ich flog als Gast des Königs nach Er Riad, hatte aber nie Gelegenheit, mit ihm allein zu sprechen; immer war entweder der Dolmetsch oder eines seiner Kinder bei ihm. Ich wollte ihm allein nur mein Geheimnis anvertrauen, denn die Gegenwart eines einzigen Zeugen hätte ihn vielleicht gezwungen, nach den Gesetzen seines Landes zu handeln. Ich schrieb ihm aber später, warum und in welchem Geiste ich die Heilige Stadt besucht habe, und ich weiß, daß er mir verziehen hat.

Den Mann, der mich nach Mekka führte, habe ich nie mehr gesehen, und ich darf ihm auch nicht schreiben, um ihn nicht in Gefahr zu bringen.

So will ich ihm jetzt mit diesen Zeilen danken und ihm sagen, daß ich oft den Koran lese und daß aus diesem heiligen Buch oft die gleiche ewige Schönheit und Wahrheit zu mir spricht wie aus unserer Heiligen Schrift.

„Die Religionen“, schreibt der Veda, „sind die Perlen einer Kette, und Gott ist der Faden, der sie zusammenbindet.“

ENDE



Die erste Schallplatte von Romy wurde kürzlich aufgenommen. Sie spricht den Text zu Prokofjews musikalischem Märchen „Peter und der Wolf“. Hier hört sie gespannt und aufmerksam die Bandaufnahme der Musik ab, die Herbert von Karajan dirigiert hat.

Romy und der Wolf



Achtung! Aufnahme! Die Bänder laufen! Und Romy erzählt mit ihrer weichen Stimme die Geschichte von Peter, dem kleinen Jungen, der ins Feld hinauslief, dem bösen Wolf begegnete und das gefährliche Tier mit einem Seil fing.

„Sissi's“ Stimme für den Hausgebrauch

◀ **Auf die Plätze... fertig...** Romy ist ganz konzentriert. Etwas Lampenfieber hat selbst sie bei dieser Arbeit.

Ein Schlückchen in Ehren kann niemand verwehren. Schließlich strengt Mikrofonarbeit an und macht durstig.



Die Rede

Als Thomas Mann einmal bei einem reichen Emporkömmling zu Gast weilte, der nur mit dem berühmten Dichter prunken wollte und es nicht erwarten konnte, daß dieser endlich einen Trinkspruch zum besten geben würde, verhielt sich der große Deutsche ungemein einsilbig.

Nach dem dritten Gang erhob sich der berühmte Gast plötzlich und klopfte an sein Glas. Wohlgefällig ruhte sein Blick auf dem prächtigen Truthahn, der soeben aufgetragen worden war, indes

das allgemeine Gespräch verstummte und alles erwartungsvoll an dem Munde des Dichters hing.

„Hochverehrter Gastgeber“, sagte Thomas Mann, machte eine kleine Pause und blickte zu dem reichen Emporkömmling hinüber, „ich möchte nur sagen, daß hier der Rotwein fehlt!“

Unter Männern

Eine große Frauenorganisation in San Franzisko hatte den Sänger Mario Lanza um ein Konzert gebeten. Der Beifall wollte kein Ende nehmen, und

die Vorsitzende der Vereinigung, eine stattliche Dame mit erstaunlichem Bart auf der Oberlippe, geriet so in Ekstase, daß sie den Sänger immer und immer wieder küßte.

Nur mit Mühe und Not konnte sich Mario Lanza von dem Koloß befreien. Er japste: „Aber, meine Dame, unter Männern reicht man sich doch einfach die Hand!“

Verschätzt

Der Dichter Gottfried Keller interessierte sich, wie man sagt, nicht be-

sonders für Frauen. Einmal stellte ein Bürger aus Zürich dem Dichter seine Nichte vor. Keller blieb vollkommen stumm, während die junge Dame kokett fragte: „Was glauben Sie eigentlich, wie alt ich bin?“

Keller warf einen flüchtigen Blick auf sie und sagte: „35 Jahre.“ Die junge Dame lächelte und erwiderte: „Da haben Sie um 10 Jahre verkehrt geraten.“

Worauf der Dichter verblüfft ausrief: „Was, Sie sind wirklich 45?“

Die Bekanntschaft wurde daraufhin nicht fortgesetzt.

Komisch, nicht?

TIBET -



Der ZB-Reporter besuchte für Sie das höchstgelegene Land der Erde

Viertausend Meter über dem Meeresspiegel liegt dieses Kloster. Es wird bewohnt von mehreren tausend Mönchen und Klosterschülern. Weitläufige Gebäude schließen sich zu einer von starken Mauern umgebenen Stadt zusammen, die sich um den Haupttempel, den „Tempel der tausend Bilder“, herumgruppiert. Er trägt diesen Namen, weil er mit Fresken von besonderer Schönheit geschmückt ist. Außen sind die Mauern rot bemalt, der mit Bronzeplatten belegte Turm glänzt weithin in der Sonne, als wäre er aus purem Gold.



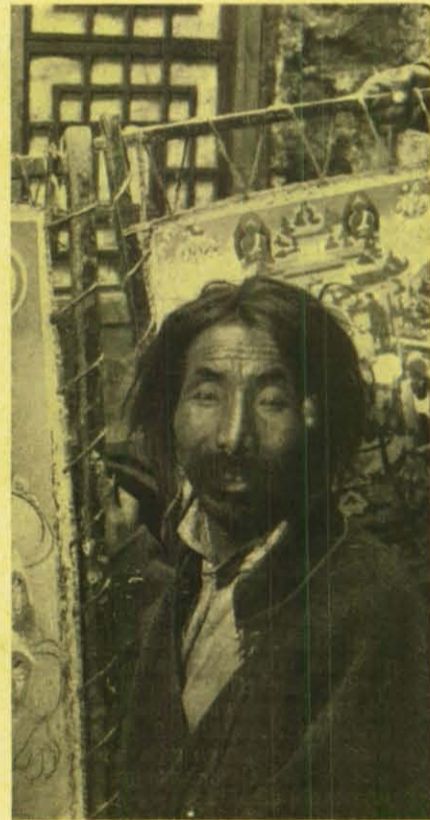
Bücher druckt man in Tibet nach der alten chinesischen Holzschnitt-Technik. Die Buchseiten werden in Kerbschnittmanier auf glatte, harte Holzplatten übertragen. Die Druckfarbe ist eine Art schwarzer Lack, der Druckbogen ein Papier, das sehr mühsam aus geriebenen Wurzelfasern hergestellt wird.



Sie ist die Frau eines Hauptmanns, der zugleich Festungskommandant und Verwalter einer Provinz ist. Sie gehört also zu den „oberen Zehntausend“. Ihr hausgewebtes Kleid ist für tibetanische Verhältnisse sehr elegant. Die Frauen „auf dem Dach der Welt“ legen viel Wert auf ihre Garderobe.



Amulette tragen alle Tibeter. Am auffallendsten sind die oft sehr wertvollen „Reliquienschreine“ aus Gold oder Silber, die sich die Frauen um den Hals hängen. Sie sind mit vielen bunten Steinen, vor allem mit Türkisen und Korallen, besetzt. Wahre Prachtstücke kann man darunter erblicken.



Berühmter Maler aus Gjang-tse. Die ganze Stadt ist stolz auf ihn. Auf seinen oft sehr großflächigen Werken sind — anscheinend willkürlich — indische, buddhistische und chinesische Motive, meist religiöser Art, miteinander vermengt. Am begehrtesten sind jedoch die Gemälde mit echtem Goldgrund.

DACH DER WELT

Kha ba can, das Schneeland, nennen die Tibeter ihre Heimat. Sie ist immer noch eines der geheimnisvollsten Gebiete der Welt und ihr größtes und höchstgelegenes Hochland. Die Berggipfel wachsen über die Achttausendmetergrenze hinaus. Die Paßhöhen liegen meistens bei 5000 Metern. Durch die riesigen versteppten Hochflächen und Halbwüsten ziehen wie vor Jahrtausenden, in schwarzen Zelten hausend, Nomaden mit ihren Herden. An den Berghängen ragen die mächtigen Mauern und Türme der 3000 Lamaklöster. Sie erinnern an mittelalterliche Burgen. Diese Klöster sind nicht nur die „Paläste der Götter“, wo ihnen die Mönche — ihre Zahl wird auf 300 000 geschätzt — Opfer und Gebete weihen. Sie sind die einzigen Bildungsstätten des Landes, seine Universitäten. Gesellschaftlich gliedert sich die Bevölkerung in Geistliche und Laien. Die Haupteinnahmequelle ist die Viehzucht, danach der Ackerbau. Die Äbte, die Großlamas, verfügen nun im Namen ihrer Klöster über zwei Drittel des gesamten Acker- und Weidelandes. Ihre Macht über die Laien, die Hirten und Bauern ist fast unbegrenzt. Sie hat selbst den Ansturm des kommunistischen Chinas überdauert.



▲ **Die Bauten Tibets** sind bemerkenswert schlicht, großzügig und großartig. Das Gesims ist breiter als das Fundament, die Außenflächen unter den schönen Giebeln werden nach Landesbrauch blendend weißgekalkt.

► **Transportmittel** über die ungeheure, felsbedeckte Hochebene von Tibet ist immer noch der Jak. Diese besonders genügsame Rinderart wird von den Eingeborenen seit altersher als Last-, Reit- und Haustier benutzt.



▲ **Diesem 14jährigen Jungen** wurde die Macht über ein großes Buddhistenkloster verliehen. Natürlich kann es mit seinen fast 4000 Insassen nicht von einem Knaben geleitet werden. Das besorgt für ihn — bis er herangewachsen ist — der ranghöchste Mönch. Auch Tibets Priesterkönig, der Dalai Lama, wird als Kind in seine Würden eingesetzt.

▼ **Die Gebetsmühle** ist ein mit geschriebenen Gebeten gefülltes hölzernes Gefäß, das durch die Hand, durch Wind oder Wasser gedreht wird. Die Betätigung der Mühle gilt als stilles und vollwertiges Gebet, während der Besitzer sich anderen Tätigkeiten mehr irdischer Art und seinen Gedanken widmen kann. Die Frömmigkeit der Tibeter ist groß.



Sylvester-C



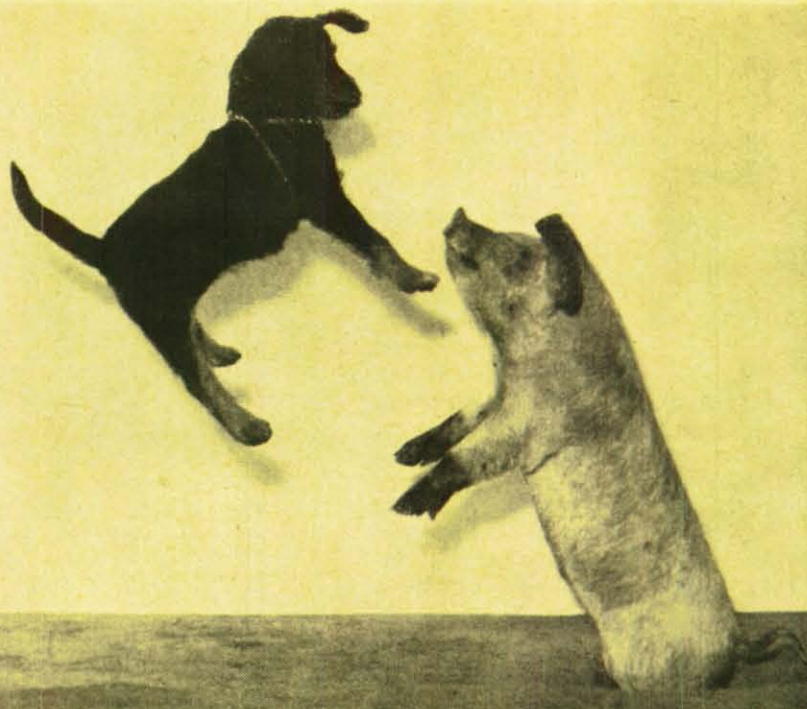
I.

◀ Ich hopse hier nach Herzenslust,
ein froher Ton entquillt der Brust.
Wie herrlich leicht und schaum(gummi)
geboren.
Dem Tanze bin ich auserkoren!
Wenn die Figur dem Seepferd gleicht,
dann hab' ich schon mein Ziel erreicht.

○

II.

Was willst du nur, du dummes Schwein? ▶
Ich tanze lieber hier allein.
Denn erstens bist du mir zu fett,
zum zweiten find ich dich nicht nett.
Dir fehlt das schwerelose Schweben.
Nur hartes Training kann das geben.



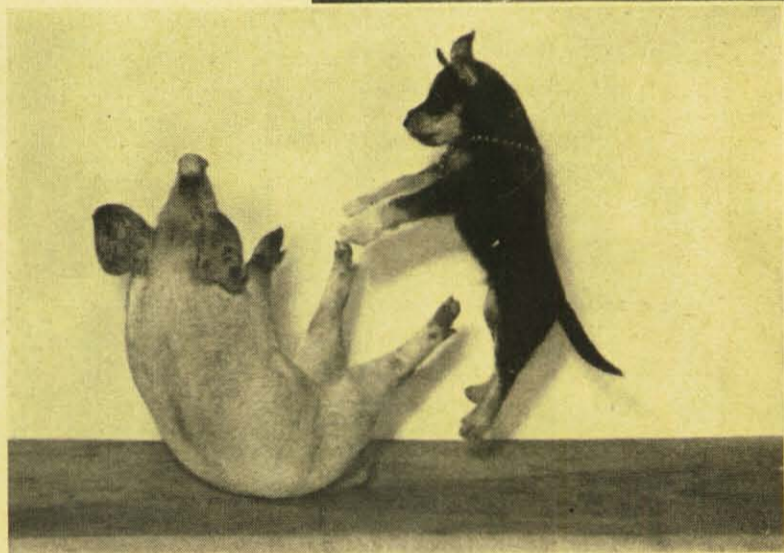
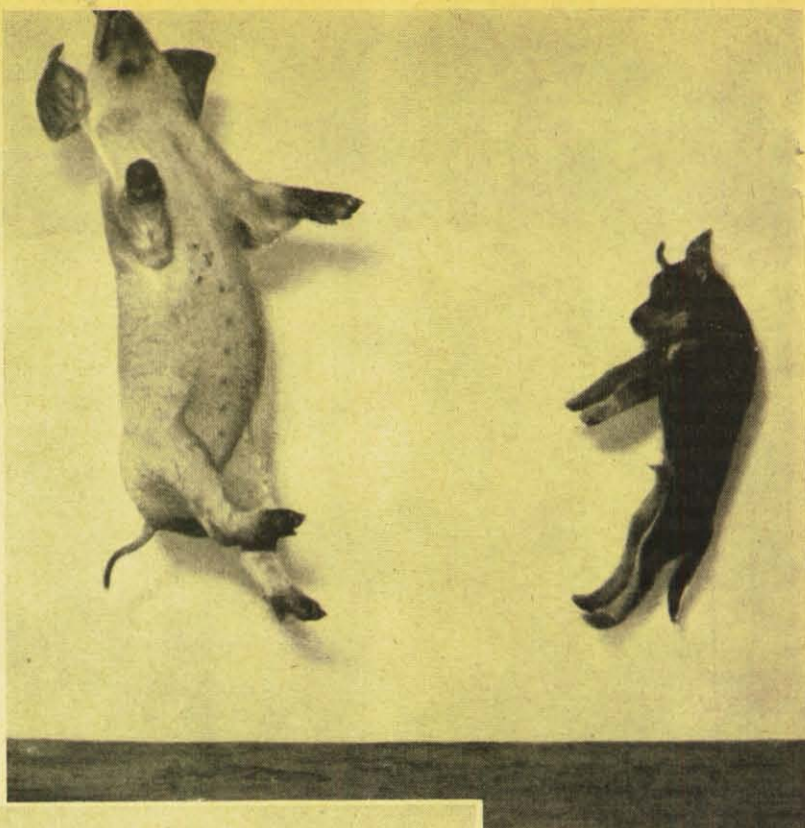
So viel
Schwein ...

... wünscht die **ZB** Ihren Freunden zum neuen Jahr

Tanzparade

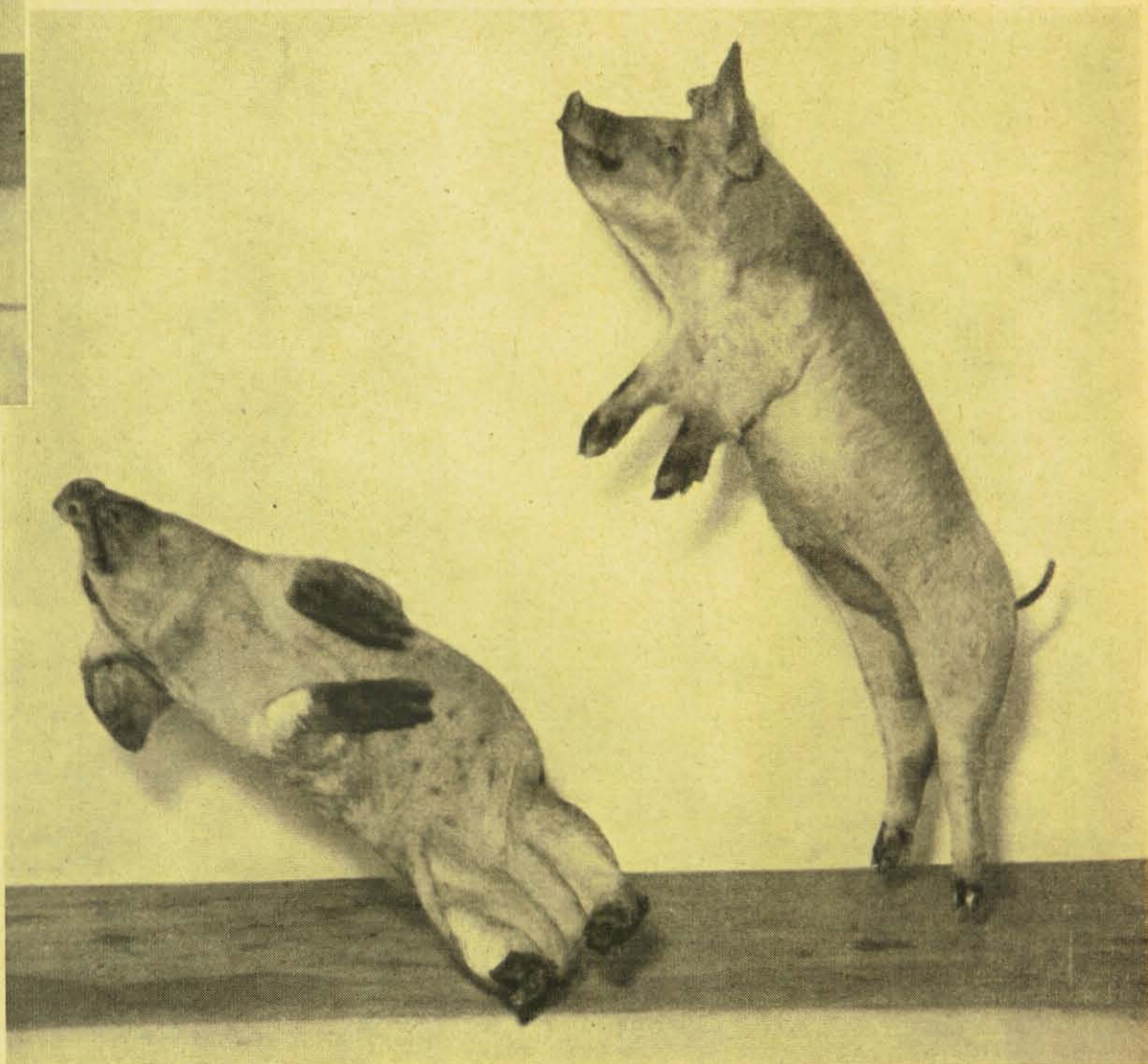


III.
 ◀ Das Schwein verdrießen diese Worte.
 Ich bin nicht von der üblen Sorte,
 sprach es und gab dem Hund die Hand,
 der, eh' er noch den Plan erkannt,
 sich fühlte in die Höh' gehoben,
 Calypso-tanzend eng verwoben.



IV.
 Viel höher spring' ich, siehst du nicht,
 du dummer, dreister Hundewicht!
 Und achte auch auf die Gestaltung,
 die sehr grazile Beineshaltung.
 Denn schließlich bin ich vom Ballett!
 Und so was findest du nicht nett?

V.
 ◀ Der Hund, besonnen nun indessen,
 hat seinen alten Groll vergessen.
 Man sehe wie die beiden tollten,
 wie sie verzückt hier rock-and-rollen.
 Der Fotograf erwischt sie gerade
 für die Silvester-Tanzparade.



VI.
 Zum Schluß ist unser Hund verdrängt.
 Er fühlte sichlich sich beengt
 durch eine zweite Balletteuse,
 die nackend hier, statt mit Pleureuse,
 sich um Schwein Nummer eins bewirbt
 im Tanzschritt jenes Schwans, der stirbt.

Wenn es dem Esel zu wohl wird,
 geht er aufs Eis... Die beiden
 Schweine und der kleine Hund auf
 unseren Bildern haben sich eine
 weichere Unterlage ausgesucht. Auf
 einer dicken Schaumgummimatratze
 freuen sie sich ihres Daseins.

WAHRE GESCHICHTEN

Ponys trinken zuviel

Mr. Stanley H. Daniel liebte Whisky und Pferde. Um einige Stunden in guter Gesellschaft zu verleben, nahm er sein Pony mit in eine Hotelbar. Das Pony fühlte sich dort wohl — es warf alle Leute ab, die aufsitzen wollten und wieherte vergnügt — aber Mr. Daniel offenbar auch. Zu später Stunde fanden ihn Polizisten schlafend vor der Tür des Hotels. „Ich wollte mit dem Bus nach Hause fahren“, lallte er — „vergaß aber, daß ein Pony in keinen Bus paßt.“

Entscheidender Affe

In Manhattan, nahe beim New Yorker Hafen, liegen in einer Straße zwei Obst- und Gemüseläden eng nebeneinander. Die Inhaber sind erbitterte Feinde. Warum? Nun — der eine sagt, er lege die besseren Früchte vor seiner Tür aus als der andere. Weit und breit fände man keine bessere Waren als bei ihm. Der Streit wurde bislang nicht entschieden. Die Kunden kauften bei dem einen wie bei dem anderen. Jetzt aber steht die Entscheidung bevor. In derselben Straße blüht nämlich noch ein anderes Geschäft, eines mit lebenden Tieren, mit Hunden, Katzen, Singvögeln und Affen natürlich. Und just einer dieser Affen, ein Rhesus, brach vor sechs Wochen dort aus und lebt seitdem auf eigene Faust. Er bewohnt hauptsächlich ein sechsstöckiges Eckhaus, in dem sich unten ein Blumenladen befindet, das aber sonst leersteht. Über eine Feuerleiter stieg er aufs Dach und schlief in einem Kamin. Über die gleiche Leiter stieg er aber bis vor einigen Tagen täglich auch wieder hinunter und versorgte sich — meist vor des anderen Tür — mit Nahrung. Teils verzehrte er sie sofort, teils schleppte er sie zu einem Käfig mit Affenweibchen auf dem Dach der Tierhandlung. — Der Gemüsehändler bat seine Kunden, den Affen nicht zu verjagen, denn Rhesus sind klug, und die offensichtliche Bevorzugung seiner Waren strafe den Konkurrenten Lüge. Vor einigen Tagen fühlte sich aber leider ein Mann, den die ganze Sache sonst eigentlich gar nichts anging, bewogen, die Polizei zu alarmieren. Diese fuhr dann auch mit zwei Autos, zwei Ambulanzen, einem Gerätewagen und einem Spezialwagen des Tierschutzvereins vor. Aber der Affe sah vom obersten Balkon seines Hauses dem Treiben nur amüsiert zu. Die Polizei fing ihn nicht. Der Gemüsehändler erwartet jetzt, daß Herr Rhesus seinen täglichen Bedarf wieder bei ihm einkauft. Von wegen der reklamekräftigen Entscheidung ...

Halluzination

Mrs. Cleer liebte Kinder abgöttisch. Das Schicksal hatte ihr leider eigene versagt; sie verwöhnte deshalb die ihrer Verwandtschaft und die ihrer Nachbarn. Ging sie aus, füllte sie ihre Handtasche mit Leckereien und verschenkte sie sogar an Kinder auf der Straße. Selbst auf Reisen hielt sie diese Gewohnheit. In diesem Jahr besuchte die alte Dame Rom. In der Via Santini, einer kleinen Gasse im Stadtteil Trastevere teilte sie, wie so oft schon, wieder ihre Bonbon aus. Die Bambini waren entzückend. Sie schrien und gestikulierten. Die älteren stießen die jüngeren. Und einige wollten sogar Mrs. Cleers Hand küssen. Mrs. Cleer wurde ganz verwirrt. Sie sah plötzlich das Gesicht eines Knaben zweimal, dann wieder das eines Mädchens zweimal, dann noch ein zweites Jungengesicht zweimal — sie rieb sich die Augen, aber die Halluzination verflüchtigte sich nicht. Im ganzen sah sie jetzt sechs Gesichter doppelt. Sie fürchtete für ihren Verstand. Da klärte ein englisch radebrechender Knabe die Halluzination auf. Die Via Santini beherbergte sechs Zwillingspaare von ungefähr gleichem Alter.



Ein Mann und eine Frau, es sind zwei Welten, die uns auf einer Straße in Messina begegnen. Der Mann, der auf seinem Ochsespann zur Feldarbeit hinausfährt, er wohnt hier in Messina. Seine Frau hütet den Herd und erzieht die Kinder. Die Frau aber auf der Straße, die einen Sack voll Gemüse auf dem Kopf zum Markte trägt, sie kommt aus Bagnera. Hier ist es genau umgekehrt. Der Mann bleibt zu Hause.



Während Mama den Geschäften nachgeht, versorgt Papa den Haushalt. Er hat sich rasiert, die Betten gemacht, die Kinder gewaschen und gerade angezogen. Er wird kochen, Makkaroni mit Tomatensoße. Die Kleinen wird er füttern und mit der Großen das 1×1 üben.



In der Tradition des Matriarchats, bei dem nicht die Männer, sondern die Frauen tonangebend sind, vollzieht sich das Leben in der kleinen Stadt Bagnera, die an der „Fußspitze“ Italiens nahe dem Golf von Messina liegt. Das Matriarchat stammt aus vorchristlicher Zeit. Es war gebunden an den Kult der Göttin Kybele, der Großen Mutter, von der alles kommt und die hier als höchste Gottheit verehrt wurde. Noch heute repräsentiert sie, gekennzeichnet durch die Mauerkrone und die Quellen ihrer Brüste im Wappen der Stadt. Der Kult der Kybele war von Kleinasien nach Griechenland und von dort mit der Auswanderung, die etwa 750 vor Christus nach Süditalien einsetzte, auch nach Bagnera gekommen. Beim Matriarchat gehört der Frau das Besitztum. Sie vererbt es, wie auch ihren Namen, in weiblicher Linie; sie wählt sich den Mann.

In einem kleinen Ort an der Südspitze Italiens sahen wir kaum einen Mann, wir sahen

DIE „BIENEN“ VON BAGNERA

Sie trugen Lasten auf ihren Köpfen und Verantwortung auf ihren Schultern

Bei uns haben die Frauen in den letzten Generationen die Vorherrschaft der Männer gebrochen und nach dem Gesetz Gleichberechtigung erlangt. Vor hundert Jahren hätte niemand vorausgesagt, daß sich das schwache Geschlecht neben dem starken in fast allen Berufen durchsetzen würde. Führt die Entwicklung bei uns zu einer Vorherrschaft der Frauen, zum Matriarchat? Ein Beispiel dieser Kulturform, das sich aus uralter Zeit erhalten hat, haben wir in Süditalien entdeckt. Hier lebt das Matriarchat fort, obgleich die Frauen in Italien nach geltendem Gesetz nicht einmal gleichberechtigt sind.



▲ **An der Kaimauer von Bagnera** bietet sich jeden Morgen das gleiche Bild. In Scharen eilen die Frauen mit Waren auf den Köpfen zum Schiff, das nach Sizilien, nach Messina, der nächsten großen Stadt mit 240 000 Einwohnern, übersetzt. Wie Drohnen nehmen sich einzelne Männer aus, die den gleichen Weg haben. Sie tragen nichts, während die Frauen wie die Bienen schleppen.



▲ **Alle Lasten, zwei Zentner und mehr,** tragen die Frauen von Bagnera auf dem Kopf. Sie nehmen ein Tuch, das wie ein Seil gedreht und zu einem Kringel geformt wird, legen es auf den Kopf und setzen darauf die Last. Ist sie sperrig, wird ein Strick herumgewunden, um die Balance halten zu können. Vom Tragen auf dem Kopf wird die Haltung aufrecht und stolz.



► **Wie ausgestorben** liegt der Strand mit seinen Booten da. Nur ein paar alte Männer und spielende Kinder vertreiben sich hier die Zeit. Die Frauen gehen ihren Geschäften nach. Die Männer versorgen tagsüber den Haushalt. Nachts aber fahren sie hinaus aufs Meer, fangen mit blinkender Laterne und Angelschnur ein paar Tintenfische, eine Mahlzeit für den kommenden Tag.



► **Über die Meerenge von Messina** schmuggelten die Frauen von Bagnera unter ihren weiten Rücken in der knappen Zeit nach dem Krieg Olivenöl und Makaroni. Heute wird zwar noch illegal mit Salz, das in Italien dem Staatsmonopol unterliegt, gehandelt, insbesondere aber werden ganz legal Gemüse, Getreide und Fische umgesetzt und Transporte übernommen.

Exkönigin Salima hat Rentensorgen

Rente von 3000 Francs, was damals eine ganz hübsche Summe bedeutete.

In Cléry an der Côte d'or, lassen sich die Neuvermählten nieder. Obwohl Salima ihren königlichen Hof gegen einen Bauernhof eintauscht, behält sie ihre Würde bei. Ihre Kinder, Louis und Louise, tragen den Titel Prinz und Prinzessin. Aber mit den Jahren verliert das Geld an Wert, und Salima muß sich wiederholt um eine Erhöhung ihrer abgewerteten Rente bemühen. 1946 stirbt Camille.

Prinz Louis arbeitet heute auf einem Amt in Dijon, Prinzessin Louise hat einen Müller geheiratet, Salima aber, der als Erinnerung aus ihrer Königszeit nur ein Goldkollier geblieben ist, muß um ihre Rente kämpfen.

Einziges Souvenir: ein Goldkollier mit Medaillon!



Salima Machimba (siehe unser Bild) vertauschte vor siebzig Jahren aus Liebe zu Camille Paule den Königshof von Fonboni mit einem Bauernhof an der Côte d'or.

Mohéli, die kleinste der französischen Kamoren-Inseln bei Madagaskar, zählt kaum viertausend Einwohner. Die Insel ist reich. Zucker, Vanille, Kaffee und Kakao gedeihen in Überfluß. Außerdem will es dort das Gesetz, daß stets eine Königin die Regierungsgeschäfte führt.

Als die regierende Königin im Jahre 1881 stirbt, ist Salima, ihre Tochter, erst sieben Jahre alt. Darum muß Salimas Bruder Macoco die Regentschaft in der Hauptstadt Fonboni übernehmen. Salima kommt in ein Klosterinternat der Nachbarinsel Mayotte. Und dort sieht sie Camille Paule zum ersten Male! In Frankreich wäre er kaum mehr als ein Gendarm gewesen. Hier aber führt er den pompösen Titel eines „Chefs des Sicherheitsdienstes“. Nie in ihrem kurzen Leben glaubt Salima einen schöneren Mann gesehen zu haben...

„Eines Tages“, so erzählt Salima, „kam ein Generalinspektor der Kolonien zu mir. ‚Salima‘, sagte er, ‚Sie sind jetzt im Heiratsalter. Auch sollten Sie die Regentschaft übernehmen. Wollen Sie nach Mohéli zurückkehren?‘ Ich überlegte. Ich fürchtete mich vor dem Leben bei Hofe. Und ich dachte an ihn, den ich im Internat gesehen hatte. Wenn ich nicht stark genug als Regentin war, warum sollte ich ihn dann nicht lieben dürfen und

seinetwegen auf meine Rechte verzichten?“

Die Hochzeit findet statt. Mit großem Pomp wird sie auf Saint-Denis de la Réunion gefeiert. 21 Kanonenschüsse verkünden das Ereignis. Der französische Gouverneur ist nicht gerade unglücklich über den Thronverzicht. Er sorgt daher für eine Entschädigung. Salima erhält eine jährliche



Im vollen Glanze der Kolonialuniform: Camille Paule (in der Mitte sitzend). In Frankreich wäre er kaum mehr als ein gewöhnlicher Gendarm gewesen. Auf der Insel Mayotte spielte er als „Chef des Sicherheitsdienstes“ beinahe die Rolle eines Marschalls. In ihn verliebte sich die junge, hübsche Thronfolgerin Salima Machimba. Sie heiratete ihn.

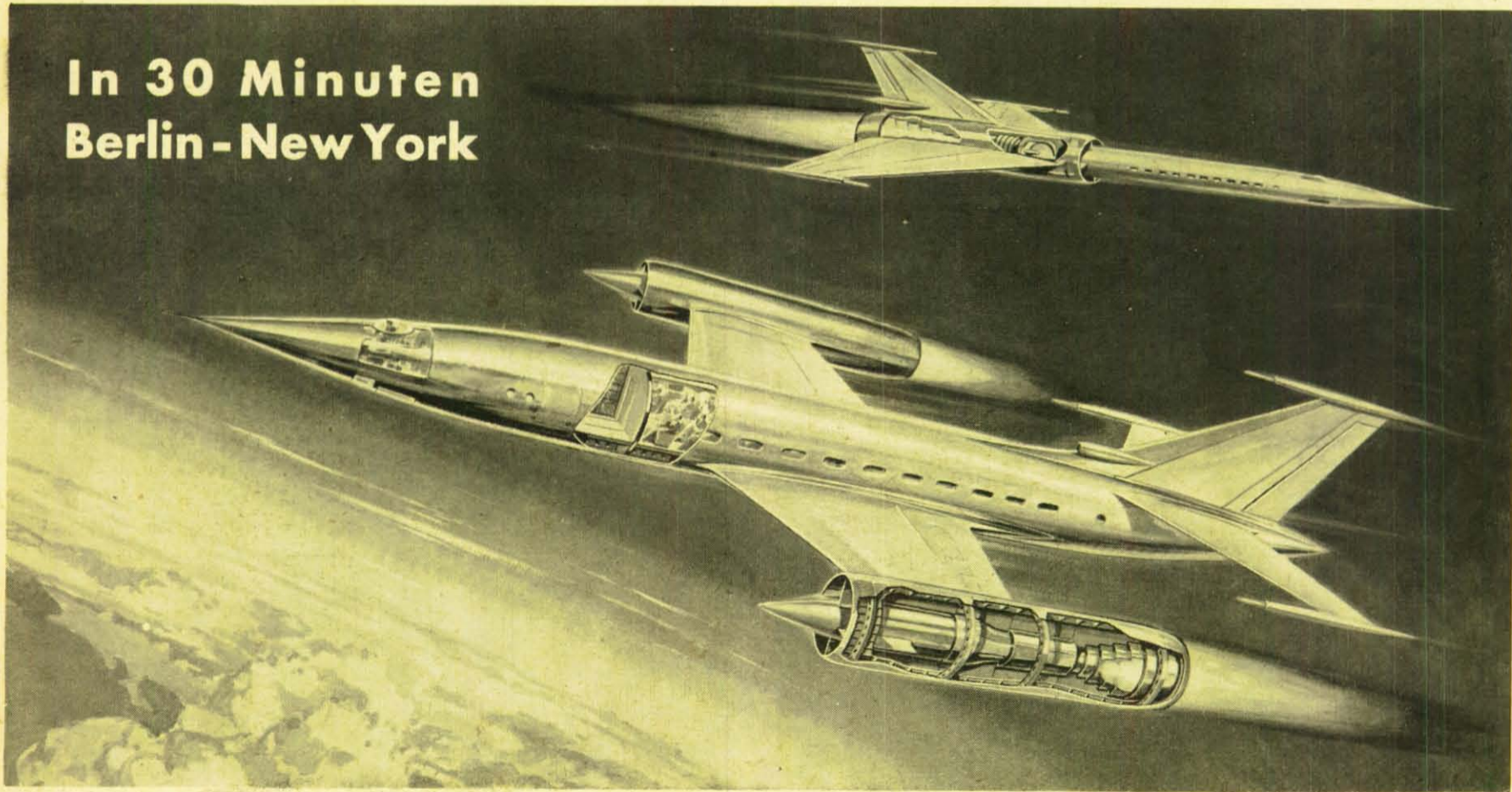
Mit der Pension, die mir ausgesetzt wurde, kann ich heute nicht mehr leben“, schreibt Ihre Majestät Salima Machimba an den Präsidenten der Französischen Republik. Monsieur Coty kennt Salimas Geschichte, läßt doch die ehemalige Königin von Mohéli, die vor rund siebzig Jahren aus Liebe zu einem französischen Kolonialpolizisten ihre Krone aufgab, von Zeit zu Zeit von sich hören.

Im nächsten Heft beginnt der sensationelle Bericht aus der Welt von Morgen:

Du wirst die Zukunft noch erleben

Gestützt auf neueste Forschungsergebnisse schildert EGON LARSEN das Leben im Jahre 1983

In 30 Minuten
Berlin - New York



SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

2. Fortsetzung

Diese Engstirnigkeit, dies halsstarrige Festhalten an der Überzeugung, River City könne nichts passieren, weil noch nie etwas passiert war, die gefühlsmäßige Bindung an den Augenblick und die gleichzeitige Weigerung, den realen und harten Tatsachen von Morgen ins Auge zu sehen, reizten Charles mehr als sonst. Es war ihm nicht klar, daß an dieser erhöhten Reizbarkeit auch sein verpatzter Urlaub schuld war. Er würde es sogar glatt bestritten haben, daß er mit diesem Besuch bei seinen Lieblingsverwandten eigentlich nur aus der Not eine Tugend gemacht hatte, weil er nicht das Bessere vorhatte.

Nun griff er den Fehdehandschuh auf. „Ich sehe gar nichts, Tante Ruth. Was ich sehe, ist höchstens die Tatsache, die wir nie aus den Augen verlieren dürfen; solange auch nur die Möglichkeit einer Bedrohung durch Atomwaffen für Amerika besteht, wird nichts, aber auch nichts, was wir für unsere Rüstung tun, kein Ausprobieren von Waffen, kein Luftschutz überflüssig. Ich glaube unser kleiner Don ist nur versüßigt, weil du ihn verängstigt hast. Ich glaube —“

Jim sagte streng: „Hör auf, Junge. Mutter ist wütend.“ Und sie war in der Tat wütend. Sie konnte sie gerade so lange beherrschen, bis sie der weizenblonden Marie, die mit großen Augen hellhaarige Brüderchen ins Bett zu bringen. Dann fuhr sie auf den Neffen los: „Ich weiß, du bist Soldat. Das ist aber noch lange keine Entschuldigung dafür, daß du in eine ruhige, friedliche Häuslichkeit eindringst und kleine Kinder in Angst und Schrecken versetzt.“

„Jemand bestimmtes sollte auch endlich mal anfangen, Angst zu kriegen“, versetzte Charles.

„Ja, du vielleicht. Solche Menschen wie du, die sollten mal Angst kriegen, oder wie dein verrückter Vater. Oder wie meine Schwester, die auch noch mitmacht bei diesem ewigen Herumspielen mit dem Tod. Eine feine Methode ist das, eine ganze Generation damit aufzuziehen, daß man sie zusehen läßt, wie erwachsene Männer und Frauen so tun, als ob sie tot seien oder im Sterben lägen. Ich sage dir, Charles —“

— und ich sage dir, Tante Ruth, du solltest dir mal die alten Zeitungen vornehmen, in denen steht, daß unsere Widersacher eine Wasserstoffbombe in die Luft gejagt haben, und dann solltest du dich mal auf dein dickes Hinterteil setzen und darüber nachdenken, was das für deine Kinder bedeutet —“

„— wird's aber langsam Zeit“, sagte Jim noch immer in mildem Ton, „daß du nach Hause gehst, Charles, nicht?“

Er ging.

Ein ganzes Stück war er schon den Weidentalweg hinuntermarschiert, als sein Zorn verrauchte. Er mußte lachen. So wie Ruth empfanden die meisten Menschen. Sie wurden gepeinigt von innerem Entsetzen und versuchten, das auf irgendeine Weise abzureagieren, einfach, weil sie nicht das Herz hatten, ihrer Angst auf den Grund zu gehen.

Er ging weiter. Die letzten vier Häuserblocks der Mechanic Street wurden von dunklen Gäßchen gekreuzt. Die Geschäftshäuser, die die Straße säumten, waren niedrig, erst nach der Marktstraße zu standen höhere Gebäude. Nur vereinzelt fuhren hier Last- oder Personenzüge vorbei, und nur hier und da sah man unter den lichtsprühenden Bogenlampen einen Passanten vorbeihasten, unterwegs zu irgendeinem spä-

Mit Charles, Ted und Nora, ihren Kindern, sitzen Henry und Betty Conner am gedeckten Tisch ihres Landhauses in Green Prairie. Plötzlich zerriß Sirenegeheul die Luft. Probealarm! Henry Conner muß sofort weg. Er ist Abschnittsleiter beim Luftschutz und wird im Auto abgeholt. Der sechzehn Jahre alte Ted stürzt an seinen Funkapparat. Charles, Oberleutnant bei der Luftwaffe, der auf Urlaub gekommen ist, bleibt mit Mutter und Schwester am Tisch zurück. Nach dem Essen geht es zum Nachbarhause hinüber. Am Hauseingang tritt ihm ein „Geigermann“ entgegen. Es ist Leonore, das einzige Kind von Beau und Netta Bailey. Nach herzlicher Begrüßung — die beiden lieben sich seit ihren Kindertagen — fährt Charles mit Leonore zum Sammelplatz der „Geigermänner“. Als Leonore spät von der Übung heimkehrt, erfährt sie durch ihre Mutter, daß ihr Vater 5000 Dollar durch Wetten verloren hat. Sie weiß, was das für sie bedeutet: Sie wird, um ihren Vater zu helfen, einen reichen Mann heiraten müssen, so wie es ihre Mutter will. In den nächsten Wochen kommt sie nur noch selten mit Charles zusammen, der, darüber sehr enttäuscht, seine Tante Ruth Williams in River City besucht und dort in ein politisches Gespinnst verwickelt wird. Es kommt zu einer Auseinandersetzung.

ten Ziel, einer eiligen Lieferung vielleicht, oder auch einem weniger legitimen Geschäft. Denn hier in den kleinen ehemaligen Wohnhäusern mit den Steinfassaden lebte der Schmutz. Charles wußte, daß irgendwo in der Nähe Pol Taylors Lokal war und daß auch Jake hier hauste.

Und hier sah er Beau Bailey.

Charles Conner kannte Jakes Adresse nicht, er wußte auch nicht sagen können, in welcher dieser verkommenen Buden Pol Taylor sein Luxusbordell unterhielt. Er hatte manchmal Geschäftsleute diese Gegend als den „Block“ bezeichnen hören und wußte, daß die Vergnügungsetablissemments dieses Viertels der Kirche und den anständigen Bürgern in River City ein Dorn im Auge waren.

Er bemerkte Beau deshalb, weil dieser die drei Stufen zum Gehsteig hinunterstolperte, fast stürzte und er dachte sofort: der ist in Gefahr.

Charles fing also an zu laufen, aber Beau sah sich nur wild nach allen Seiten um und rannte wie gejagt davon,

ohne Charles zu erkennen. Im Laufen schwankte er hin und her. Der junge Mann blieb stehen. Ihm war plötzlich einiges klar geworden: er hatte gesehen, daß Beau ein aufgeschlagenes Auge hatte, daß Blut aus seiner Nase strömte — aber wie einer, der Beistand sucht, hatte er nicht ausgesehen. Im Licht der Bogenlampe war sein Gesicht von Furcht verzerrt; gleichzeitig lag in seiner Haltung etwas Scheues, Geducktes. Daß der Mann, den er undeutlich im Schatten stehen sah, ihn kennen könnte, war Beau gar nicht in den Sinn gekommen, denn die wenigsten seiner Bekannten verkehrten im „Block“. So rannte er taumelnd weiter, der Marktstraße zu, und Charles hielt es für besser, ihm nicht nachzulaufen. Sicher kam Beau von einer Rauferei, und je weniger man davon Notiz nahm, desto besser war es.

Charles hatte inzwischen den Fluß erreicht und ging langsamen Schrittes über die Brücke. Jetzt dachte er nicht mehr an seine Knabenzeit. Er dachte an ein Mädchen, dessen Vater sich in

Kaschemmen herumprügelte. Er grübelte darüber nach, ob ein solches Mädchen die rechte Mutter sei für ein halbes Dutzend Kinder vom Schlerse seiner Neffen und Nichten. Andererseits — war deren Mutter eine rechte Mutter und besser als Leonore? Wenigstens war Lenore ein Mensch, der Tatsachen verstand, und sogar Geigermann war sie. Sie kannte nicht die Hysterie des schlechten Gewissens, sie war ein unerschrockenes Mädchen.

Er bekam gerade noch den Bus nach Edgeplains, und das hieß, daß er irgendwo in der Nähe des Walnußweges bei rotem Licht vom Wagen abspringen mußte, denn es war gegen die Vorschriften der Omnibusgesellschaft, außerhalb der Hauptverkehrszeit Passagiere vor dem Windmere-Park aussteigen zu lassen. Woran man wieder sah, dachte Charles schläfrig, daß alle Welt verrückt war.

Am Walnußweg sah er einen Jaguar vor dem Baileyschen Hause stehen. Er bewunderte die roten Lederpolster und das reich bestückte Armaturenbrett und fragte sich, wem wohl der Wagen gehörte. Da sah er das Monogramm: K. L. S.

Kit Sloan also.

Charles trat ins Haus mit einem Gefühl, als sei er plötzlich inwendig völlig ausgebrannt. „Kommst du aber zeitig!“ rief ihm die Mutter entgegen. Er zwang sich zur Munterkeit: „Jawohl. Ruth und ich haben uns wegen der politischen Lage in die Haare gekriegt. Jim hat mich hinauskomplimentiert. Erinner dich doch daran, daß ich morgen früh anrufe und gut Wetter mache.“

Im Wohnzimmer auf der zweiten Etage sah er die Mutter an einem baumwollenen Kleid hantieren, das sie auf dem Sofa ausbreitete. „Arme Ruth“, sagte sie, „als ob sie nicht schon genug Kummer hätte mit ihren sechs Kindern und dem kleinen Gehalt!“

„Ich geh' ins Bett, Mutter.“ Träumen würde er heute nacht nicht und auch nicht schlafen — Kit Sloan!

Drüben, jenseits der beiden großen Rasenflächen, im zweiten Stockwerk des Baileyschen Hauses betupfte Beau seine Wunden mit eiskaltem Wasser. Netta saß in vollem Ornat, als erwarte sie jeden Augenblick Gäste zum Cocktail, auf dem Klosettdaube und hielt ihm die Wasserschüssel.

„Das war so“, brachte Beau mit zitternder Stimme hervor, „ich habe Jake um einen Monat Aufschub gebeten, und da hat er zu Toledo gesagt, er solle mir „die Lage klar machen“. Beau sprach in resigniertem Ton, ohne jede Empörung.

„Ich — verstehe das nicht, Beau.“ Sie versand es nur zu gut.

„Schau es dir an, dann weißt du Bescheid. Toledo hat mir ins Gesicht geschlagen. Ich habe mir Mühe gegeben, Haltung zu bewahren, wirklich, Netta. Ich habe ihm gedroht, es würde ihm schlecht bekommen, wenn er sich an einem Beamten des Bankhauses Sloan vergriffe.“

„Was hat er gesagt?“ Netta wollte sich keine Einzelheit entgehen lassen.

„Er wollte nur seine fünftausend, hat er gesagt. Und er brauchte bloß den kleinen Finger zu rühren und aus wär's mit meiner Stellung als Bankbeamter.“

„Nicht so laut, Beau. Wenn Kit das hört!“

„Ach, ich möchte am liebsten hintergehen und ihm alles sagen, egal was kommt.“

„Kit alles sagen!“ Der Schreck fuhr Netta in die Glieder. „Ja begreifst du denn nicht —“

„Ja, ja doch, sicher“, sagte Beau und spie ein wenig Blut aus.



Jim sagte streng: „Hör auf, Junge, Mutter ist wütend.“ Und sie war in der Tat wütend. Sie konnte sich gerade so lange beherrschen, bis sie der weizenblonden Marie aufgetragen hatte, das ebenso hellhaarige Brüderchen ins Bett zu bringen. Dann legte sie los.

„Aber vor allem begreife ich, daß ich mich nicht mein Lebtag von Rowdies verprügeln lassen kann.“

„Ich war der Meinung, du hättest einen Ausweg. Ich dachte, du wolltest mit Henry Conner reden.“

„Habe ich doch auch.“ Beau spuckte erneut Blut in die Porzellanschüssel. „Gestern. Und darum bin ich doch heute zu Jake gegangen. Ich hatte ja gedacht, der gute Henry würde was rausrücken.“

„Und was war?“

Beaus bleiches, blutbeschmiertes Gesicht wandte sich ihr zu. Er sah mitleid-erregend aus. „Er hat mir fünfhundert angeboten. Er sagte, bei den hohen Steuern wär das alles, was er im Moment lockermachen könnte.“

„Der Geizknochen!“

„Vielleicht ist es wahr.“

„Henry Conner“, sagte Netta mit mehr Wut als Wahrheitsliebe, „hat bestimmt jeden Dollar gespart, den er verdient hat! Sieh dir doch bloß an, wie billig die leben! Ich bin überzeugt, der hat eine ganz hübsche Summe auf die Seite gelegt.“

„Aber wir nicht. Und Henry gibt sie nicht her. Und ich habe Jake um Aufschub gebeten, und —“ Er schauderte. „Schau mich mal an! Was sage ich bloß in der Bank?“

Netta sagte sarkastisch: „Mein Himmel! Erzähl ihnen doch, daß du die Treppe hinuntergefallen bist. Ein Mäuschen hat dich hinuntergeschubst. Wir müssen etwas ausknobeln, Beau.“

„Ja, zum Donnerwetter, was ausknobeln! Kannst du vielleicht fünftausend Dollar aus der Luft herausknobeln?“

„Schsch!“ wisperte sie. „er kann dich hören!“

Für einen kurzen Moment schlug ihre Stimmung völlig um. Sie sah ihn triumphierend an: „Sie sitzen zusammen auf dem großen Diwan und sehen sich das Fernsehprogramm an und schmusen. Ich hab' sie belauscht.“ Sie fiel in ihren alten Ton zurück: „Geh jetzt und leg dich aufs Bett. Nimm das Handtuch, dann machst du nicht alles schmutzig. Ich hol' dir was zum Trinken. Gott sei Dank, daß du wenigstens so viel Verstand gehabt hast, hinterherum ins Haus zu schleichen. Wenn Kit Sloan gesehen hätte, was du mit dir angestellt hast —“

„Ich — mit mir?“

„Das Geld hast doch du verloren, nicht?“

Daß er gewettet hatte, war uninteressant.

Daß er verloren hatte, war ausschlaggebend.

Als Netta ins Schlafzimmer zurückkam — in dieses beige-purpurne Meisterwerk des besten Innenarchitekten beider Städte — brachte sie zwei Whisky-Soda mit, einen starken und einen schwächeren. Den letzteren bekam Beau. Er bemerkte den Farbunterschied sofort, war aber, wie seine Frau vorgeschlagen hatte, viel zu niedergeschlagen, um zu protestieren. Er fiel kraftlos in die Kissen. Blutspritzer befleckten die lederbezogene Kopfwand des Bettes.

„Nun hör mal gut zu“, begann Netta, und Beau kannte diese Einleitung: nun würde sie die halbe Nacht auf ihn einreden — „wir sind jetzt an einem Punkt angelangt, wo es haarscharf darauf ankommt, daß wir unsere Karten richtig ausspielen. Ich konnte es ja erst kaum glauben, aber es ist eine enorme Chance, daß Kit sich wieder für Lenore interessiert.“

„Der interessiert sich für jedes hübsche Mädchen. Von den Jungens in der Bank, die sich mit ihm herumtreiben, kannst du Sachen hören, daß dir die Haare zu Berge stehen.“

Sie schob den Einwand beiseite. „Lenore kann das natürlich so schnell nicht deichseln, daß sie dir bei dieser Geschichte mit Jake helfen kann.“

„Sie kann den Kerl nicht mal besonders gut leiden.“

„Das hat damit gar nichts zu tun.“ Frau Bailey versuchte es jetzt mit sanfter Überredung. „Eine Frau lernt es schon, einen Mann gern zu haben. Beau. Zuerst lassen fast alle Frauen mal eine Zeitlang den Mann, den sie heiraten. Allerdings, wie ein Mädchen mit ihrer Schönheit und ihrer Erziehung eine solche Unschuld sein kann, ist mir rätselhaft.“

„Also, Beau, du mußt unbedingt jetzt selbst erst einmal etwas unternehmen wegen dieser Wettschulden. Wir können es uns auf keinen Fall leisten, daß Lenores Chancen bei Kit Sloan kaputt gehen, weil so ein dreckiger kleiner Gangster dich bloßstellt. Du brauchst ja nur etwas zu tun, was uns vorübergehend aus der Patsche hilft. Damit wir die Festung halten können, bis Lenore sich —“

„Ich werde dir mal was sagen, Net. Ich denke nicht daran, mich von meiner Tochter aus dem Dreck ziehen zu lassen, wenn sie dabei zum Straßmädchen wird.“

„Alles, was ich von dir verlange, ist doch nur, daß du ihr nicht im Wege stehst, wenn sie die Chance hat, eine glänzende Partie zu machen — und eine glückliche Ehe zu führen. Eine Ehe, die es dir wahrscheinlich ermöglicht, in ein richtiges Haus im — sagen wir mal — Kühlbornviertel zu ziehen, mit fünf Wagen und einem halben Dutzend Dienstboten“ — sie kannte seine Schwächen wie seine Wünsche nur zu genau — „und im Winter nach Miami zu fahren, in New Orleans Karneval zu feiern, mit den Jungens jede nette Tagung mitzumachen, statt alle fünf Jahre einmal —“

„Denkste!“ gab er mürrisch zurück. „Das letzte Mal, als ich von einer Tagung zurückkam und du fandest den Lippenstiftfleck auf meinem — na, das war meine allerletzte Tagung.“

„Und warum, Beau? Hast du mal darüber nachgedacht? Weil wir uns solche Sachen einfach nicht leisten können. Wir können uns keinen Luxus leisten und du kannst dir keine blonden Weiber leisten — deine gesellschaftliche Stellung läßt das nicht zu. Du könntest deinen Posten verlieren. Verstehst du denn nicht, daß das alles von Grund auf anders wäre, wenn durch Lenores Heirat die Namen Sloan und Bailey zu einem einzigen festen Begriff werden würden?“

Ein Lächeln glitt über Beaus Gesicht. „Ja, vielleicht, tatsächlich.“

„Ich bring dir noch einen Whisky-Soda.“

„Hm“, sagte er gedankenverloren und dann, wie aus einem Traum hochfahrend: „Ach ja; bitte. Mein Gesicht tut mir schauderhaft weh.“ Er rief ihr nach: „Und kein so wäbriges Zeug!“

Ja, nun würde es also die ganze Nacht durch weitergehen. Aber in Beau regte sich der Gedanke — und es war das erste Mal, daß er wagte, einem solchen Gedanken Raum zu geben — daß vielleicht das Leben nicht immer so eine Tretmühle zu sein brauchte, daß es noch etwas anderes geben könne als Zahlen und Bilanzen, als meterlange Papierschlangen aus der Addiermaschine, als Hinweg und Heimweg in einem Verkehrsgewühl, das einen fast wahnsinnig machte, als ständige quälende Sorge um das Haushaltsgeld, als dauernd knapp bei Kasse zu sein und sich für Frau und Tochter aufzuopfern dreihundertfünfundsechzig Tage lang im Jahr und sich nur ab und zu mal ein Stündchen stehlen zu können für das eigene Vergnügen, die eigene Erholung; für so eine kleine Rotblonde, die man in der dämmerigen Zyklonen-Bar küssen konnte oder für eine Wette, die man heimlich von der Telefonzelle aus buchen mußte.

Ja, das Leben könnte schöner sein. Er hatte ein besseres Los verdient.

Und ein Mann, der ein bißchen Selbstachtung besaß, ließ sich schließlich nicht einfach durchprügeln.

Noch 60 Tage

I

Es war Coley Borden mehr und mehr zur Gewohnheit geworden, an seinem Fenster zu stehen und in den dunkelnden Nachmittagen, in den sinkenden Abend hinauszustarren. Oft verharrte er lange Zeit so, auf das Fensterbrett gestützt, siebenundzwanzig Stockwerke hoch über den armenhaft winzigen Menschen, den käfergleichen Autos dort unten. Manchmal zog dann wohl ein letztes sommerliches Gewitter über die Stadt. Wenn seine Sekretärin eintrat und einen Besucher anmeldete oder Manuskripte für

den „Transcript“ brachte, fand sie ihn dort am Fenster, während draußen die Wolkenkratzer im fahlen Licht wie Scherenschnitte vor den schwarzen, brauenden Wolken standen, bis ein lanzenspitzer Sonnenstrahl das Sturmgewölk durchbohrte und der hochgetürmten Häuserlandschaft ihre natürliche Tiefendimension zurückgab. Ein andermal entrollte sich vor seinen Augen ein dichtes Nebeltuch oder der Wind trug von fernen Stoppelfeldern Wolken trockner Erde über die beiden Städte und deckte sie mit einem dunklen Staubmantel zu.

Manchmal redeten sie in der Lokalredaktion über ihn: „Coley wird ein bißchen komisch.“ War es ein Wunder bei den Schicksalsschlägen, die er hatte hinnehmen müssen, waren ihm doch alle Angehörigen weggestorben. Frau Berwyn, die Sekretärin pflegte dann zu erwidern: „Ihr seid verrückt und nicht der Chef. Er denkt nach, wenn er aus dem Fenster schaut. Sicher würde mancher von euch Einfaltspinseln seine Arbeit bedeutend besser machen, wenn er mal etwas anderes anguckte als die vier Wände hier.“

An diesem Abend tropfte vom Himmel ein matter, staubzarter Schein, der die höchsten Bauten im Dunkel ließ, während er unbedeutende Einzelheiten, die man am Tage nie recht beachtete, in den Vordergrund rückte. So hob sich jetzt das viereckige, geteerte Dach der Markthalle deutlich gegen die Flußstraße ab. Draußen, nach Rocky Glen zu, in der Nähe des Landhaus-Clubs, blinkte eine Glasfläche, dort mußte wohl die Thomas-Baumschule liegen.

Das schlammige Wasser des Slossens-Baches, das bei Tage von den staubigen Straßen der Stadt nicht zu unterscheiden war, glitzerte im Westen überall dort auf, wo die Häuser den Durchblick gestatteten — des Nachts gewann das Fließchen sein eigenes Leben wieder, wie sehr auch der Tag es beschmutzt und verdorben hatte.

Coley sah die fernen Turmspitzen der neuen katholischen Kirche von River City, an der Kreuzung der St. Paul- und Marktstraße. Auch in Amerika hatte es einmal eine Zeit gegeben, dachte er, und sie lag noch nicht einmal so weit zurück, da waren die höchsten Wahrzeichen einer Landschaft die Türme ihrer Kirchen. Sie waren heute zu Zwergen geworden neben den Turmgebäuden, die Handel und Gewerbe sich errichtet hatten. War das Zufall? Mußten nicht, wenn der Mensch sich abwandte von den Gütern des Geistes und sein Lebensziel in Erwerb und Geldausgeben suchte, die Stätten seiner Andacht zwangsläufig klein werden und die seines Broterwerbs ins Riesenhafte wachsen?

Er hörte die Tür gehen und löste sich mit einem Seufzer von dem Bilde, über das der Mond seinen Glanz goß.

„Herr Conner möchte Sie sprechen“, sagte die Sekretärin. „Und es ist gleich 10 Uhr.“

„Conner?“

„Henry Conner.“

Borden lächelte. „Ach Henry! Schicken Sie ihn gleich herein.“

„Sie haben noch nichts gegessen, Herr Borden. Möchten Sie nicht —“

„Später, später.“ Er schaltete das Licht ein und setzte sich an seinen Schreibtisch.

In neun Fällen von zehn wußte Coley Borden auf den ersten Blick, wie es in einem Mann aussah. In sieben von zehn Fällen konnte er ebenso schnell erfassen, was ein Mann dachte. Bei Frauen war er nicht so sicher.

Bei Henry Conner wußte Coley schon, was jener wollte, bevor er ihn noch gesehen hatte. Dennoch war er überrascht, als Henry eintrat. Er ging gebeugt und schleppend, sein Haar war nicht mehr stahlgrau — es war einfach nur noch grau; die Wellen waren noch da, aber sie waren dünn geworden. Sein gutmütiges, großflächiges Gesicht war freundlich wie immer, aber es war die Freundlichkeit der Geduld und nicht, wie sonst, die eines übertollen Herzens. Er sah aus wie jemand, der wohl imstande war, eine ironische Bemerkung lächelnd einzustecken, aber nicht wie ein Mann, der beim sechsten „Alle Neune“ auf der Kegelbahn einen Indianertanz aufführen würde.

„Hello, Henry.“

Coley bemerkte eine ungewohnte Unsicherheit bei Henry Conner, die gar nicht zu ihm paßte. Er setzte sich tief in den Ledersessel neben dem Schreibtisch. „Guten Abend, Coley.“ Kein Wort mehr.

„Zigarre?“

Henry schüttelte den Kopf. „Hab' die Pfeife mit. Darf ich?“

„In diesem Raum haben schon die dollsten Schlote gequalmt. Steck sie dir nur an.“

„Ich wollte über den Luftschutz mit dir reden, Coley.“

„Ich weiß.“

„Es ist mir recht unangenehm. Ich habe den ‚Transcript‘ immer gemocht und sogar sehr geschätzt.“ Sein breiter Mund verzog sich zu einem Abglanz seines altgewohnten Lächelns. Er rieb seine Wange, und Coley konnte die Bartstoppeln knistern hören, die im Laufe des Tages nachgewachsen waren. „Du weißt doch, die allererste Zeitung, die je meinen Namen und mein Bild gebracht hat, war der ‚Transcript‘. Beim Abitur.“

Coley sagte: „Klar.“

„Ich habe erst versucht, dich zu Hause zu erreichen. Frau Slant sagte, du seiest noch hier. Da bin ich schnell mit dem Wagen herübergekommen.“

Coley sagte nichts. Henrys Unsicherheit war echt, aber man spürte auch die Entschlossenheit, die ihn hergetrieben hatte. Das beste war wohl, man ließ ihn die Sache auf seine eigene Weise anpacken. Der Chefredakteur war recht niedergeschlagen. Gefühl und Verstand trieben ihn auf die Seite des anderen.

„Ich weiß natürlich“, sagte Henry und sog den Rauch ein, „daß hinter eurer Kursänderung niemand anders steckt als Minerva Sloan.“

„Ja.“

„Aber es schadet unserer Sache. Ganz gewaltig sogar.“ Henry sann eine Weile vor sich hin, ging dann mit schleppendem Gang durch den Raum und stellte sich vor die Karte, die an der Wand hing. Es war eine große Karte der beiden Städte mit allen Vorstädten und umliegenden Ortschaften; die gleiche hing in der Luftschutz-Kommandostelle. Henry benutzte den Pfeifenstiel als Zeigestock. „Mein Gebiet ist hier, Coley, von der westlichen Breitenstraße im Norden bis zum Windmere-Parkweg. Und von Bigelow bis zum Chase Drive. Ein großes Gebiet, mehr oder weniger vier Quadratmeilen.“ Er lächelte wieder. „Es wohnen nicht so viel Leute hier, wie man denkt, weil ja der Krystall-See und der Hobart-Park große Flächen einnehmen. Es sind nur etwa elftausend Menschen. Ungefähr dreitausend Wohnungen und Gebäude. Läden in drei kleinen Geschäftszentren, Büchereien, Schulen, Kirchen und Krankenhäuser und so weiter. Ich kenne mich hier fast so gut aus wie du.“

„Das will ich glauben, Henry.“

„In meinem Gebiet hatten wir etwa tausend Freiwillige, oder mindestens waren wir verdammt dicht an dieser Zahl, wenn man alles zusammennimmt.“ Seine Augen, von dem gleichen klaren Blau wie die Noras, begannen zu funkeln. „Zu rund Dreiviertel einfache Menschen, Menschen, die arbeiten müssen, angefangen vom Maurer und Zimmermann bis zu den kleinen Geschäftsleuten; Leute wie wir Conners. Höchstens ein Viertel, wenn überhaupt so viel, kamen aus den pompösen Villen am Krystall-See oder aus der hochvornehmen Gegend Richtung Kühlborn. Es ist also im großen und ganzen der übliche städtische Einwohnerdurchschnitt. Ich kann natürlich nicht schwören, daß von diesen Tausend jeder Mann und jede Frau auch antreten würde, wenn es einmal ernst würde. Der ganze Witz ist aber doch der, Coley: Diese Leute sind nicht nur das Rückgrat von Green Prairie oder den beiden Schwesterstädten, auch nicht nur von einer Reihe von Bundesstaaten, sondern sie sind wirklich das Rückgrat unseres ganzen von allen guten Geistern verlassen Landes. Nimm zum Beispiel mal den Les Brown. Er ist nur ungelerner Arbeiter. Aber wenn du mal für ein paar Jahre auf eine einsame Insel verschlagen wärest, könnte ich dir nur raten, den Les mitzunehmen. Nicht nur zur Gesellschaft, sondern, weil er dir's be-

Fortsetzung Seite 20

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Fortsetzung von Seite 18

haglich machen würde. Oder Alton Bowers. Der hat zwar einen vier Hektar großen Rasen vor seiner Villa und hat sich einen Architekten für seinen Garten kommen lassen, außerdem besitzt er einen Haufen von Getreidesilos — aber er ist ein so guter Christ, wie es ein Baptist überhaupt sein kann.“ Henry, selbst Presbyterianer, ließ seinem Witz einen Augenblick Zeit, einzusickern. Dann schwand die Heiterkeit, und er setzte sich wieder. „Gestern habe ich die ganze Gesellschaft zu einer Versammlung zusammengetrommelt, Coley“. Jetzt blickte Henry starr auf seine Pfeife. „Ganze dreiundvierzig sind gekommen.“

„Du lieber Himmel.“ Henry seufzte. „Gewöhnlich kommen fünf- bis sechshundert.“

„Was soll ich nun dabei tun, Henry?“ Jetzt kam in Henrys massige Gestalt Bewegung. Er regte sich im Sessel, runzelte die Stirn, rieb seine stoppelige Wange und sagte: „Reden sollst du, Menschenskind. Komm doch endlich hinter Minervas Rockschößen vor und mach den Mund auf.“ Er fuhr sich mit einer Hand in den Nacken, als wolle er sich selbst das Rückgrad gerade ziehen. Sein gutsitzender Anzug hing jetzt in unordentlichen Falten. „Ich habe dich immer sehr geschätzt. Du hast immer die richtigen Ansichten vertreten — meine waren manchmal verkehrt. Du hast Köpfechen, Coley, du hast enorme Kenntnisse in der Geschichte und verstehst sogar was von diesem ganzen wissenschaftlichen Kram. Deine Zeitung war immer hellwach. Jetzt plötzlich schmeißt du alles über den Haufen und läßt uns fallen, bloß weil wir den Straßenverkehr blockiert haben — und dabei ist das weiß Gott nicht das erste mal, das haben wir bestimmt schon zehnmal gemacht.“

Coley Bordens Gesicht verzog sich; seine Züge drückten seine brennende Anteilnahme, aber auch seine Hilflosigkeit aus. Es war ein sonnengebräuntes Gesicht mit übergroßen Augen. Die Jahre — und nicht einmal so sehr viele Jahre, denn er war genauso alt wie Henry — hatten aus dem Journalisten einen gebeugten, verwiterten Mann gemacht. „Ich kann mir denken, wie es in dir aussieht, Henry. Aber bedenke. Der ‚Transcript‘ gehört Minerva Sloan. Und die hat was gegen den Luftschutz, weil ihr bei der letzten Übung ihren Wagen blockiert habt.“

„Die Sache ist die, und deshalb bin ich auch hergekommen: Was denkst du eigentlich wirklich? Ich habe in den letzten Wochen mit einem Haufen Leute geredet. Mit Leuten vom Luftschutz und sogar mit Leuten aus River City, wo sie ja alle glauben, wir verplempern nur unsere Zeit. Die haben dort nicht mal auf dem Papier so was wie eine annähernd ausreichende Organisation. Ich habe mit Pfarrer Bayson gesprochen, er ist Feuerwehrmann in meiner Gruppe. Ich habe mit ein paar Professoren gesprochen. Alle habe ich gefragt: ‚Sollen wir weitermachen? Ist die Sache es wirklich wert? Tun wir etwas wirklich Sinnvolles? Oder sind wir tatsächlich bloß, wie viele sagen, eine bessere Pfadfindergruppe? Und jetzt will ich dir dieselbe Frage stellen.“

„Du denkst doch nicht etwa daran, alles aufzugeben?“

Henry schaute dem Redakteur fest ins Gesicht. „Genau das.“ Er schlug die Beine übereinander und schien sich nicht sehr wohl zu fühlen. „Vielleicht nicht sofort. Mir ist es ja egal, wenn die Leute über mich lachen, Hauptsache, daß ich mir selbst nicht lächerlich vorkomme. Na, und was sagst du dazu?“

„An deiner Stelle“, sagte Coley, „würde ich weitermachen, und wenn der ganze Himmel einfällt.“

Henry starrte ihn sprachlos an. „Verdammt“, sagte er dann und holte tief Luft, „wieso denn das?“

„Weil solche Männer wie du, Henry, die einzige Lebensversicherung sind, die dem amerikanischen Volk noch geblieben ist. Alle anderen sind beim Teufel. Zuerst unser Vorsprung mit den A-Bomben, dann die H-Bombe. Alles weg.“

„Aber unsere Gegner reden doch die ganze Zeit immer wieder vom Frieden. Sie haben doch Abmachungen mit uns getroffen und bis jetzt auch Wort gehalten.“ Er sprach es aus wie eine Frage.

„Und wie oft haben sie unsere Politiker in solche Friedensstimmungen hineinmanövriert? Fünzfzigmal? Und sich dann schnell was unter den Nagel gerissen. Es ist jetzt schon so weit mit uns gekommen, daß die Amerikaner sich nicht mehr trauen, irgend etwas zu sagen oder zu tun, was feindselig klingen könnte; nicht mal eine abweichende Meinung leisten wir uns aus Angst, eine Chance für den ‚Weltfrieden‘ zu verderben. Schlecht kann einem werden! Kannst du dir vielleicht vorstellen, daß unsere Senatoren vor zwanzig Jahren derartig leise getreten wären und versucht hätten, freie Männer an der freien Äußerung ihrer Meinung zu hindern, bloß aus Angst, jemand vor den Kopf zu stoßen oder mißtrauisch zu machen? Ich kann dir nur sagen, je mißtrauischer sie sind, desto besser, und je mehr man ihnen auf die Füße tritt, desto besser ist es auch.“

„Ja, warum schreibst du dann, daß Luftschutzvorbereitungen in Amerika unsere Gegner in ihrem ehrlichen Streben nach Frieden beirren?“

„Minerva Sloan.“

„Wofür hält die sich eigentlich?“ fragte Henry wütend. „Für den lieben Gott?“

„Genau. Jawoll. Für den lieben Gott.“

„Wenn ich nur selbst ganz fest überzeugt wäre“, murmelte Henry. Er erhob sich, ging zum Fenster, blickte hinaus in den Mondschein und sagte leise: „Ein schönes Bild.“

„Nicht wahr?“, sagte der Redakteur und schaltete die Neonbeleuchtung aus.

„Wäre ein Jammer“, sagte Henry nach einer Weile mit ruhiger Stimme, „wenn das alles kaputtginge.“

„Eine Menge Menschenleben. Und ein Haufen Arbeit.“

„Glaubst du, sie werden's je versuchen?“

Coley stellte sich neben Henry. „Darum kommt es nicht an. Worauf es ankommt, ist, ob sie es können, falls sie es je versuchen. Und da gibt es nur eine Antwort: Jawohl, sie können es. Und solange das so ist, Henry, brauchen wir dich da, wo du stehst.“

„Das ist deine Meinung?“ Henry sah bewegungslos hinaus. „Verdammt schön da draußen.“

„Und verdammt übervölkert dazu, Henry, und ebenso verdammt feuergefährlich, wenn du es mal überlegst.“

Henry Conner, Hauptbuchhalter eines Filialunternehmens in Eisenwaren, Familienvater, Ehemann, Staatsbürger und guter Nachbar hielt seinen eckigen Dickhädel ein Weichen unentwegt auf das Bild gerichtet, das seine Augen durstig aufnahmen. Dann fuhr seine Hand ins graue Haar: „Ich weiß. Ich kenne den ganzen Kram auswendig. Ich weiß es so genau, daß ich mir manchmal schon nichts mehr dabei denken kann, als ob gar kein wirklicher Sinn mehr dahintersteckt: Luftdruckwirkung, Hitze, Strahlung, Feuer, Sturm — alles das. Idiotisch.“

„Idiotisch ist das richtige Wort. Übergeschnappt. Völlig wahnsinnig.“

„Du meinst — die Menschen?“

„Ja, die Menschen.“

Henry wußte nicht, wie er die Gedanken ausdrücken sollte, die ihn bewegten. Schließlich fragte er: „Hast du ein bißchen Ahnung von Psychologie, Coley?“

„Ich hab' ne Menge darüber gelesen, und mir scheint, die Psychologen wissen selbst nicht viel. Sie streiten sich die ganze Zeit —“

Henry nickte lächelnd. „Kommt mir auch so vor. Hast du viel über das Unbewußte oder Unterbewußtsein, wie sie sagen, gelesen?“

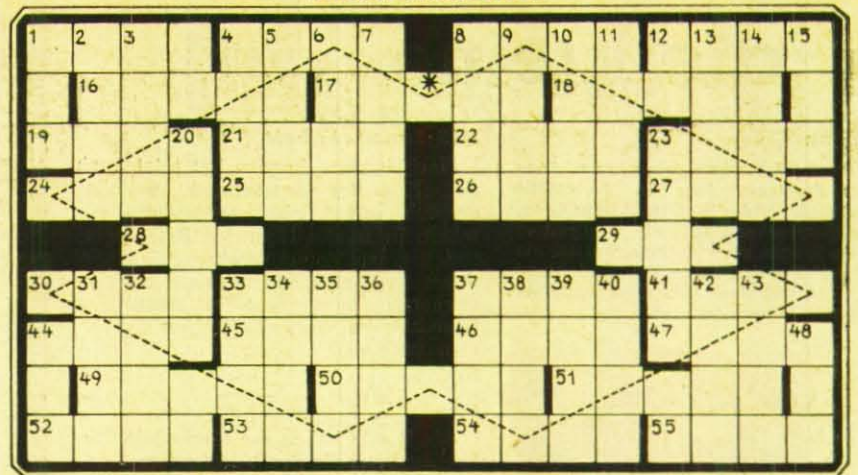
„Etwas schon, Henry. Warum?“

„Glaubst du daran?“

Der Redakteur lachte. „Ich muß doch. Sonst kann man sich überhaupt nichts erklären. Nimm mal dich und Alton Bowers, zum Beispiel. Ihr seid doch beide über alles absolut einer Meinung.“

(Fortsetzung folgt)

KREUZWORTRATSEL



Waagerecht: 1. Drama von Hauptmann, 4. arabisches Volk, 8. Oper von Verdi, 12. Nebenfluß der Donau, 16. Schiff Noahs, 17. Kurort im Harz, 18. indischer Strom, 19. Lanzenreiter, 21. weiblicher Vorname, 22. mohammedanischer Richter, 23. Nebenfluß der Traun, 24. Universitätsstadt in Thüringen, 25. Pflanzenfaser, 26. griechischer Liebesgott, 27. weiblicher Vorname (Kurzform), 28. Wintersportgerät, 29. Gefrorenes, 30. Nordosteuropäer, 33. Pflanzensproß, 37. männlicher Vorname, 41. russischer Hafen am Kaspischen Meer, 44. israelitischer König, 45. weiblicher Vorname, 46. Behältnis, 47. weiblicher Vorname, 49. Kloster, 50. Singvogel, 51. männlicher Vorname, 52. Fläche, 53. sibirischer Strom, 54. Nebenfluß der Donau, 55. Musikzeichen. — Senkrecht: 1. Straußenvogel, 2. nordischer weiblicher Vorname, 3. Apothekergewicht, 4. israelitischer König, 5. Musikzeichen in den Psalmen, 6. Nebenfluß des Neckars, 7. Döbel (Weißfisch), 8. Lachsflisch, 9. Stadt am Hunsrück (Edelsteinschleifereien), 10. sagenhafte Gründerin Karthagos, 11. Gewürz, 13. Sinnesorgan, 14. nordisches Göttergeschlecht, 15. Schankstätte, 20. Stadt an der Netze, 23. Abwesenheit vom Tator, 31. Nebenfluß der Mosel, 32. Pastenbehältnis, 33. deutsche Hafenstadt, 34. nordamerikanischer Grenzsee, 35. in der arabischen Religionslehre: Glaube, 36. Mutter, 37. Paradiesgarten, 38. Hafendamm, 39. Nebenfluß der Elbe, 40. Geliebte des Zeus, 42. Nebenfluß des Tibers, 43. englische Grafschaft, 44. belgisches Bad, 48. Gewässer. — Bei richtiger Lösung ergeben die durch die Linienführung im Rösselsprungwege berührten Buchstabenfelder, in dem Feld mit dem Sternchen beginnend und in Uhrzeigerichtung gelesen, einen Wunsch der Redaktion an alle ZB-Leser.

SILBENRATSEL

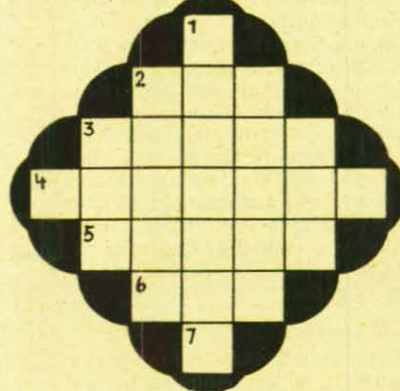
Aus den Silben: al — au — be — che — de — del — der — deutsch — di — e — ei — ex — gelb — gru — hi — i — i — la — land — ling — ma — met — ne — nis — o — po — re — ron — salz — se — sieb — spil — stab — ta — ta — te — tee — ti — to — tu — wald — wan — we sind 16 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden: 1. europäischer Staat, 2. Vorbild, 3. Name eines Sonntags, 4. Reisestecken, 5. Dotter, 6. Christbaumschmuck, 7. Hauptstadt Tunesiens, 8. Nebenfluß der Rhone, 9. Pflaumensorte, 10. Gesellschaftsinsel (durch viele Schläger bekannt), 11. Berliner Erholungsstätte, 12. Oper von Weber, 13. Liebesapfel, 14. Küchengerät, 15. Zeitabschnitt, 16. Industriestadt in der Altmark. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter von oben nach unten gelesen und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort.

Aus drei Teilen

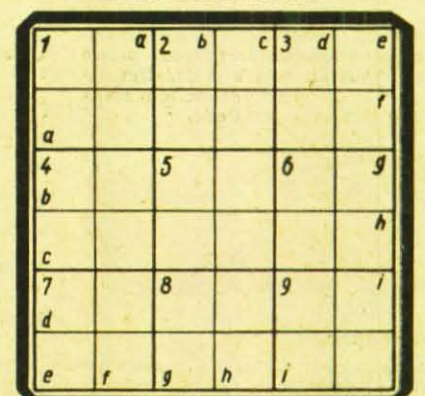
Eins kennst du als Gott der Germanen, in zwei wanderst oft du hinaus, drei wird dich ans Alter gemahnen. Nun mach' einen Bildhauer daraus!

MAGISCHER DIAMANT

Die Buchstaben: b — e — e — e — e — e — e — f — f — k — k — l — l — m — n — n — o — o — o — o — p — r — r — t — t ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Konsonant, 2. deutscher Liederkomponist, 3. Flachland, 4. musikalischer Begriff, 5. Verschußmittel, 6. Zahl, 7. Vokal.



DIAGONALRATSEL



Die Buchstaben: a — a — a — a — a — b — b — d — d — e — e — e — e — e — e — g — i — i — i — k — k — l — l — m — n — o — o — o — p — r — r — r — r — r — s — u — w — sind so in die Figur einzusetzen, daß vierbuchstellige Wörter folgender Bedeutung entstehen, die stets im Nummernfeld beginnen und in Uhrzeigerichtung gelesen werden: 1. Behältnis, 2. Laubbaum, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. harzreiches Holz, 5. europäische Hauptstadt, 6. Seitenbeck des Schwarzen Meeres, 7. Stadt in Ostfriesland, 8. alkoholisches Getränk, 9. sagenhafte Gründerin Karthagos. Bei richtiger Lösung ergeben die Diagonalen, von oben nach unten gelesen, Wörter folgender Bedeutung: a — a sibirischer Strom, b — b Insel in der Zuisersee, c — c Nutzpflanze, d — d Hängeveise, e — e Verdruß, f — f niedersächsischer Dichter, g — g Abfluß des Onegasees, h — h Gedichtart, i — i Geliebte des Zeus.

Rätsellösungen aus Nr. 26

Wer weiß es? Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ries, 3. Mob, 5. Hast, 8. Kilo, 10. Iran, 12. Enz, 13. Isere, 14. Ton, 15. Ende, 16. Nero, 17. Emma, 18. Lee, 19. Entel. — Senkrecht: 1. Riese, 2. Ekzem, 3. Mosel, 4. Birne, 6. Acht, 7. Tenne, 9. Lid, 11. Ree.

Silbenrätsel: 1. Wilde, 2. Engerling, 3. Rabat, 4. Obelisk, 5. Flaute, 6. Fragnerei, 7. Expansion, 8. Nicaragua, 9. Ingwer, 10. Sperling, 11. Tuberkulose, 12. Herodes. — Wer offen ist, hegt kein Aroes.

ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3. Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstraße 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf, Quartalsabonnement 2.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Beteiligung: Freistaat Bayern 40 Prozent, Otto Georg Königer, Verleger in München, 30 Prozent.

Den Atomkrieg überleben – Ein Problem für uns alle

1. Fortsetzung

Die Wirkung des Luftdrucks

Bei einer Sprengung mit Dynamit können Fensterscheiben noch in weitem Abstand von der Sprengstelle in Scherben gehen. Es können sogar Risse in Mauern entstehen. Wenn du einmal nahe bei einer Sprengstelle gestanden hast, weißt du auch, daß man bei der Explosion einen heftigen Stoß bekommt.

Die Druckwelle nach einer Atomdetonation gleicht der Druckwirkung einer Sprengladung. Sie ist jedoch viel stärker und dauert länger. Sie könnte auch mit einem orkanartigen Windstoß verglichen werden. Hinter einem solchen entsteht ein Unterdruck, und dorthin strömt nachher die Luft zurück. Du erhältst dadurch den Eindruck, der Wind kehre nach dem ersten Stoß um.

Die Druckwelle bewegt sich ungefähr mit Schallgeschwindigkeit fort, d. h. etwa 350 m/s, also viel langsamer als die Wärmestrahlen. Die Stärke nimmt ab mit zunehmender Entfernung vom Detonationspunkt. Die Druckwelle hält einige Sekunden an. Schäden entstehen entweder durch direkte Einwirkung auf Menschen und Dinge oder durch die Gegenstände, die herumgeschleudert werden.

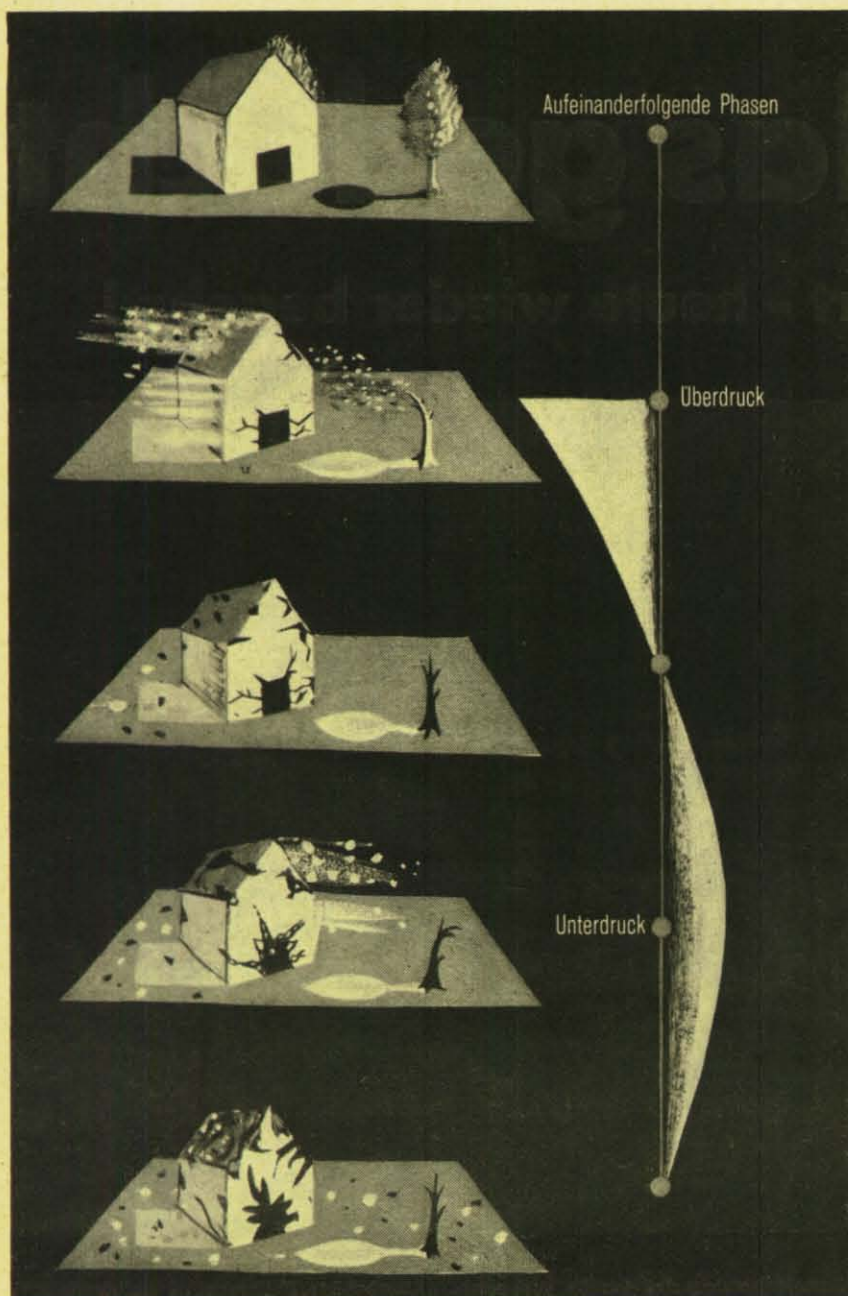
Stehst oder sitztest du dagegen ohne Halt, kann dich die Druckwelle mit großer Wucht zu Boden werfen.

Häuser, Bäume usw. sind sehr empfindlich gegen die Druckwirkung. Häuser werden umgelegt, Fenster eingedrückt, Fahrzeuge umgekippt, Bäume umgerissen und zersplittert. Selbst große Steine können vom Boden emporgerissen werden.



Gegenstände, welche die Druckwelle derart mit sich reißt, werden zu lebensgefährlichen Geschossen.

Der direkte Druck auf den Körper ist also ziemlich ungefährlich, die indirekten Wirkungen dagegen können recht bedrohlich sein. So beträgt beispielsweise die Windstärke hinter der Druckfront noch in 1,5 km Abstand vom Detonationspunkt über 100 m/s und kann noch in 4 km Abstand gleich hoch sein wie bei einem Orkan, also 30 m/s. Du mußt bei einer Atomdetonation sofort Deckung suchen, wenn möglich unter ebener Erde, damit du der Gefahr entgehst, von umherfliegenden Gegenständen getroffen zu werden. Drücke dich eng an einen festen Halt, z. B. die Wand oder den Boden in deinem Obdach, so daß der Druckstoß dich nicht wegschleudert.



Du selbst vermagst den Druck, den die Druckwelle bewirkt, überraschend gut auszuhalten, falls du dich entsprechend verhältst. Wenn du gegen den Boden oder eine Wand gedrückt liegst, erträgst du den Druck ohne Schaden sogar direkt unter dem Detonationspunkt, sofern dieser in mindestens 600 m Höhe liegt.

Bei einer Atomdetonation läufst du also Gefahr, verletzt zu werden, 1. dadurch, daß der Druckstoß dich zu Boden, gegen eine Wand oder einen Baum wirft; 2. durch umherfliegende oder herabfallende Gegenstände. (Fortsetzung folgt)



Schutz dem Menschen an seinem Arbeitsplatz! Diese Forderung gilt heute mehr denn je. Schon auf dem Wege von und zur Arbeitsstätte sind wir mancherlei Gefahren ausgesetzt. Warnung und Entwarnung bei Luftgefahr — das sind noch bekannte Begriffe aus der jüngsten Vergangenheit. Der Luftschutzbunker im Hintergrunde des Bildes erinnert daran. Soweit Luftschutz-Sonderbauten noch den heutigen Anforderungen entsprechen, sollen sie erneut ihrem ursprünglichen Zweck dienen.

Bunker für den Schutz der Zivilbevölkerung? Die wird Deutschland nie mehr benötigen...!"
Das war bei Kriegsende die Auffassung der Siegermächte. Sie ordneten an: Die Bunker werden gesprengt!

Währenddessen wandelte sich überraschend schnell die weltpolitische Lage. Und mit ihr die Meinung der Alliierten, die kurze Zeit vorher unumstößlich zu sein schienen. Man wurde nachdenklich — in Washington, in London und in Paris. Ob nicht doch vielleicht eines Tages...?

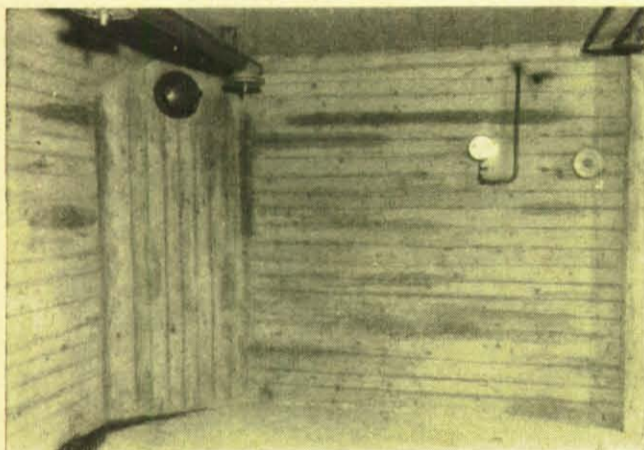
Die Sprengungen wurden eingestellt. Schließlich durften die wenige Monate vorher als überflüssig bezeichneten Luftschutzbauten anderweitig verwendet werden. Sie dienten als Flüchtlingsunterkünfte, als Fabrikationsstätten, sogar als Hotels. Die nur für den Schutz der Bevölkerung errichteten Bauten waren ihrem ursprünglichen Zweck schnell entfremdet: Belüftungsanlagen, die „im Wege standen“, aber einmal viel Geld gekostet hatten, mußten vielfach ausgebaut und verschrotet und die bis zu 3.50 m dicken Betonwände durchbrochen werden, um Platz für Fenster und Türen zu schaffen...

Und heute, zu Beginn des Jahres 1958 — fast genau zwölf Jahre danach...?

Der Deutsche Bundestag und die Bundesregierung haben sich lange und gründlich mit den Gefahren befaßt, die den Menschen in unserer Zeit bedrohen. Sie haben

Wer hätte das gedacht?

Nach dem Kriege zerstört - heute wieder begehrt!



Zunächst noch ein leerer Raum, in dem nur Teile der Belüftungsanlage zu erkennen sind. Aus ihm führt auch der Ausstieg zu der kleinen Druckschleuse des Rettungsweges. Denn Notausstiege müssen vorhanden sein. Das untere Bild zeigt, wie der Schutzraum einmal aussehen wird, wenn er seine Innenausstattung erhalten hat. Dazu gehören alle Gegenstände des täglichen Bedarfs.



Neue Luftschutz-Sonderbauten sind bereits vorhanden. „Atombunker Heilbronn ist fertiggestellt.“ So berichteten kürzlich die Tageszeitungen. Heilbronn, eine bedeutende Industriestadt im württembergischen Unterland, hat nahezu 85 000 Einwohner. Ein moderner Neubau wurde für die dortige Kreissparkasse errichtet. Mit Hilfe des Bundes-Wohnungsbauministeriums wurde im zweiten Untergeschoß eine öffentliche Luftschutzraumanlage geschaffen, und zwar nach den neuesten luftschutztechnischen Erkenntnissen. Was zuvor in Nevada erprobt wurde, fand hier schnell seine Verwirklichung. Sechs Einzelschutzräume mit einem durchschnittlichen Fassungsvermögen von 50 Personen bilden zusammen eine Schutzraum-Gruppenanlage. Im Falle der Not können hier 300 Menschen Zuflucht finden. Die einzelnen Räume sind von 60 cm starken Eisenbetonwänden umschlossen und durch ein Labyrinth von Gängen und 40 cm dicke Eisentüren miteinander verbunden. Eine vorbildliche Musteranlage. Bald werden in anderen Städten ähnliche Bauten entstehen.

die Notwendigkeit eines wirkungsvollen Luftschutzes erkannt und bejaht. Das Ergebnis war das vor wenigen Monaten verkündete erste Gesetz zum Schutz der Zivilbevölkerung.

Die Bundesrepublik ist also dabei, ihren Luftschutz wieder aufzubauen. Allerdings unter völlig neuen Gesichtspunkten; denn die Gefahren in einem möglichen Zukunftskrieg sind größer geworden — wir leben im Atomzeitalter!

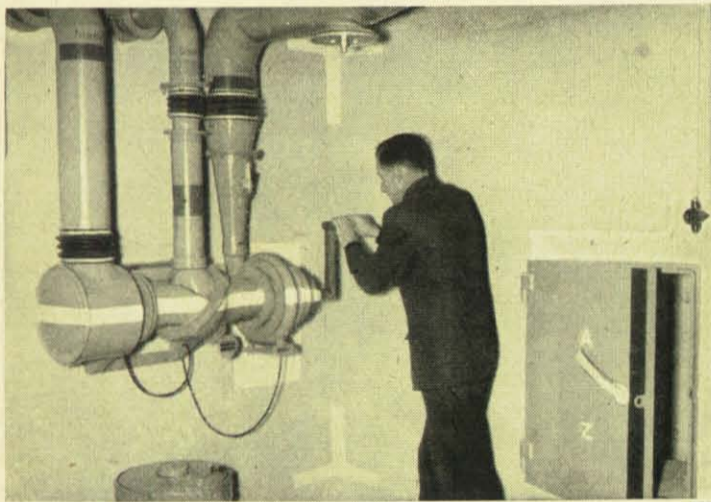
Aber dennoch: es gibt Einrichtungen aus der Vergangenheit, die ihren Sinn nicht verloren haben, die auch heute wieder wertvoll und wichtig sein können für den Schutz des Menschen. Und dazu gehören vor allem jene Luftschutzsonderbauten, die volkstümlich Bunker genannt werden.

Was sagt nun das neue Luftschutzgesetz dazu? Im § 25 heißt es:

„Die Gemeinden sind verpflichtet, im Rahmen der örtlichen Luftschutzplanung die vorhandenen öffentlichen Luftschutzbauten instand zu setzen und neue zu errichten, sowie diese Luftschutzbauten zu unterhalten.“ Und weiter im § 27: „Es ist unzulässig, Schutzraumbauten oder andere bauliche Einrichtungen, die für Zwecke des zivilen Luftschutzes errichtet sind oder bestimmt sind, zu beseitigen oder derart zu verändern, daß der Verwendungszweck beeinträchtigt wird.“

Das bedeutet also, daß Bunkerhotels, Bunkerkinos und Bunkerlagerräume in absehbarer Zeit der Bevölkerung wieder als Schutzräume zur Verfügung stehen.

Bunker wurde Wohnhaus. In mühevoller Arbeit mußten die starken Betonwände des Hochbunkers in Kaiserswerth am Rhein durchbrochen werden. In die Räume, in denen während des Krieges Menschen voller Sorge auf die Entwarnung warteten, zog friedliches Familienleben ein. Und nun? Muß auch dieser Luftschutz-Sonderbau wieder seinem ursprünglichen Zweck zugeführt werden? Diese Frage müssen die Baufachleute entscheiden. Wenn es technisch möglich ist, dann sicherlich.



Das ist durchaus nicht so anstrengend, wie es aussieht — die Betätigung der Belüftungsanlage. Gerade auf diesem Gebiet hat die Technik große Fortschritte zu verzeichnen. Größere Anlagen werden mit Motorkraft betrieben. Kleinere Anlagen müssen allerdings heute wie früher durch Menschenkraft in Gang gesetzt werden.

Dicke Bunkerwände allein nützen wenig, wenn nicht auch die Türen einen gleich großen Schutz zu bieten vermögen. Man bedenke, daß sie die gleiche Widerstandskraft haben müssen wie die Umfassungswände. Die von der Industrie entwickelten Schutzraumtüren entsprechen diesen Anforderungen. Unsere Bilder: eine Schutzraumtür im offenen und im geschlossenen Zustand.



**Alte Bunker im Examen
Neue Luftschutzbunker
müssen entstehen**



Eine Lanze für Josefina

Die Lichtkegel der Scheinwerfer konzentrieren sich auf die Mitte der Bühne, Peter Kreuder improvisiert eine Melodie auf dem Flügel, dann steht sie plötzlich vor dem Mikrophon, beifallumrauscht: Josefina Baker! „Ich bin schon ein halbes Hundert und ein bißchen . . . schon Winter“, sagte sie in zauberhaft gebrochenem Deutsch und hat damit auch die Zuschauer gewonnen, die vorher der Meinung waren, daß es Zeit werde für diese Frau, Zeit werde abzutreten aus dem Rampenlicht der Welt. Was sich dann auf der Bühne abspielt, ist ein Traum in Melodie, Bewegung und Farbe. Josefina hat die grazile Gestalt einer Gazelle, das geschmeidige Temperament eines Panthers und das zarte Herz eines Kindes. Sie ist noch besser geworden, größer, inniger. — Später sitzen wir ihr gegenüber. Sie ist nur Mensch wie du und ich, in einfachem Rock, weißer Bluse und Strickjacke. Und sie erzählt . . . erzählt von ihren Adoptiv-Kindern aller Hautfarben, von ihren Regenbogenkindern. Sie lebt nur ihrer Aufgabe als Mutter, als Mittlerin zwischen den Rassen, als Verkünderin der Nächstenliebe ohne Ansehen der Person. Seit ihr Mann sie verlassen hat, muß sie wieder arbeiten, damit ihr privates völkerverbindendes Werk, das ständig sehr viel Geld kostet, nicht untergeht. Was sie sagt, ist schlicht und echt. Da ist nichts Lautes, kein Reklametricke. Die Begegnung mit ihr ist beglückend, kann einen wieder an den Menschen glauben machen. Merci, Josefina! Grand merci!



Nach der Vorstellung im Kölner „Kaiserhof“ blättern Josefina Baker und Peter Kreuder in der ZB-Illustrierten. Fotos: Erik Schwarz.